WILHELM VON SCHOLZ

DER SPIEGEL

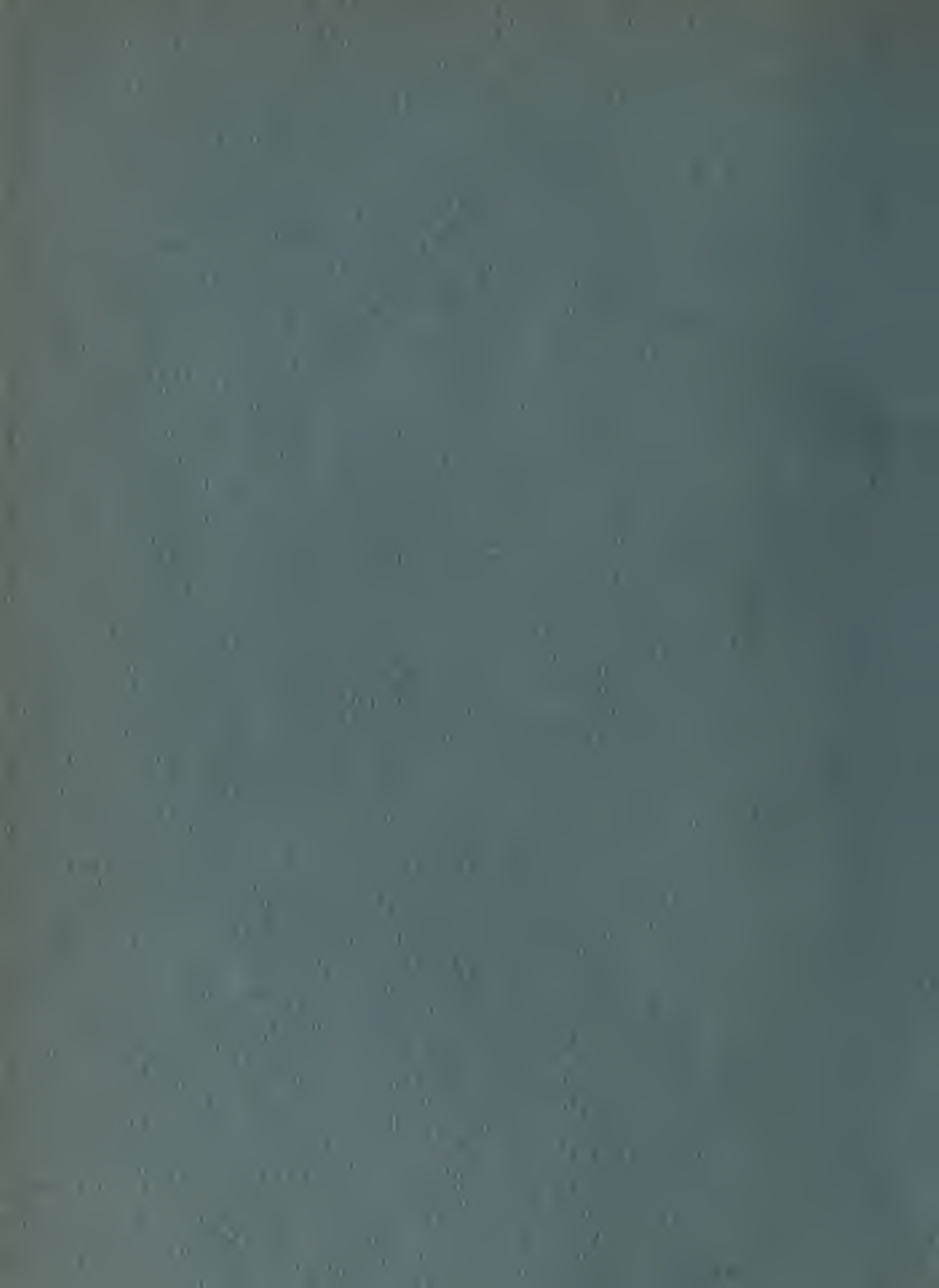
GEDICHTE



BEI GEORG MÜLLER
MÜNCHEN & LEIPZIG 1908



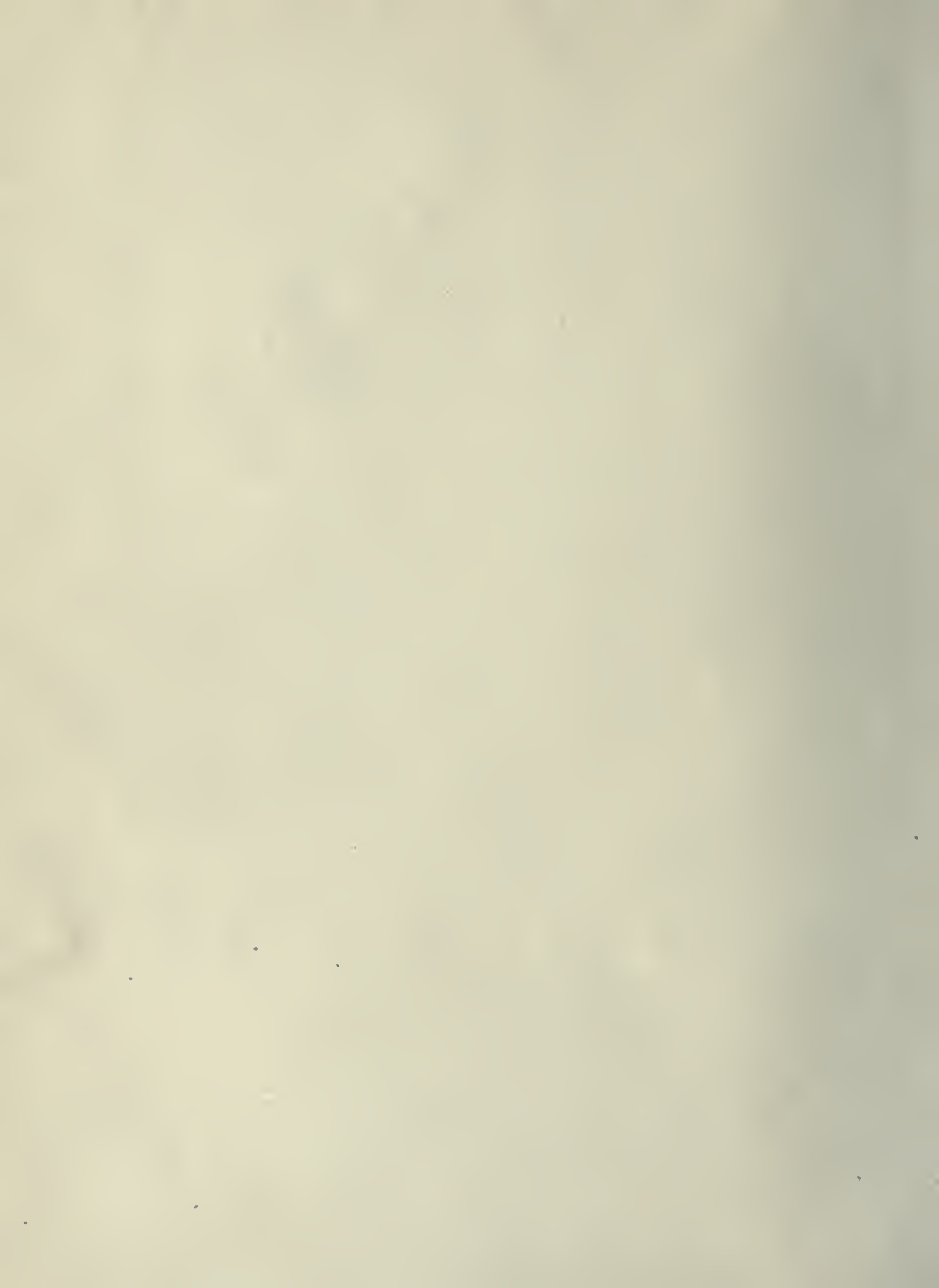




Wilhelm von Scholz

Der Spiegel





536885

WILHELM VON SCHOLZ

DER SPIEGEL

ZWEITE VERMEHRTE AUFLAGE

MÜNCHEN UND LEIPZIG BEI GEORG MÜLLER
1908

10694
27/12/10

Zueignung

Dort stand ich oft mit dir. Rings glüht der Wald,
drin Farb' und Schatten wunderbar verbrennen.
Und wieder stehn wir dort, in der Gestalt
von fremden Menschen jetzt, die wir nicht kennen.

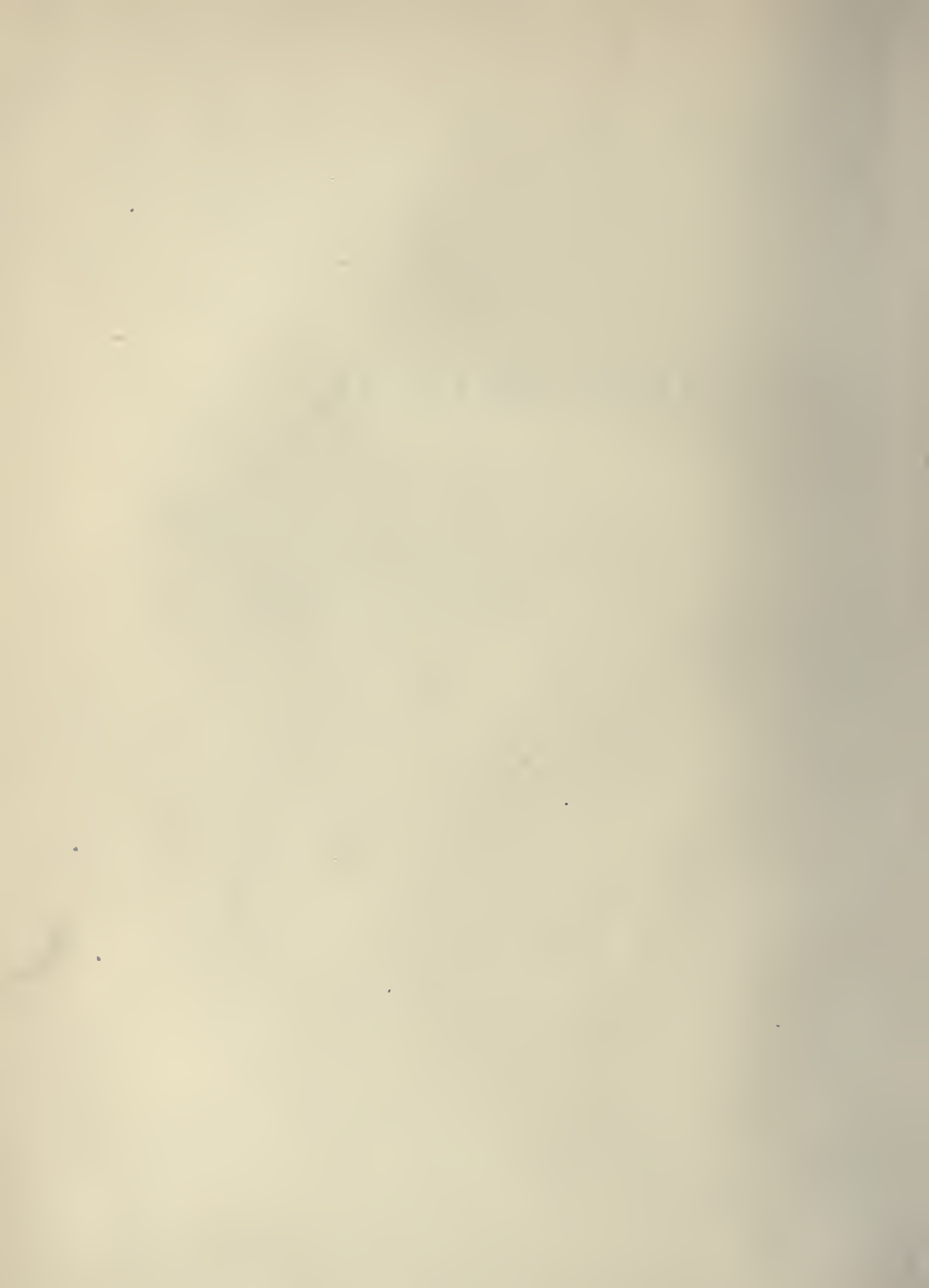
In junger hingestürmter Jahre Wahn
fühlten wir nicht, dass hier aus grossem Schatten
die Augen unsrer Zukunft auf uns sahn,
in deren Blick wir längst gerungen hatten.

Und fühlen jetzt, all unser Leben ist,
nur weil auf ihm unsichtbar Sehen ruhte,
wie unser Blick in dieser Traumminute
dort auf dem Paar, das sich im Dämmern küsst.



DER SPIEGEL

Wie mächtig brach vom Wasserspiegel
Schein
aufleuchtend in den schattendunklen Hain.
Wir traten an des stillen Weihers Rand,
du beugtest über Tiefen dein Gesicht:
leben wir alle nur in Spiegellicht?
leben wir alle nur in Spiegelland?



Der Spiegel

Und wieder fass' ich's so: das Spiegelglas,
das du in deines Lebens Mittagshöhe
ansiehst ohn' Unterlass
in jener augentiefen Nähe,
wo es schon fast von deinem Hauche nass,
zeigt dir, wenn du beharrst
und wartend bis zum Grund der Spiegelbilder starrst,
erfüllt, was unerfüllt in dich gesunken
und aus der Glut,
aus deinem Blut
ein traumhaft Leben sich getrunken.
Und du erwachst, wenn ich dich so den Pfad
zur klaren Flut ewiger Bilder führe
und aus dem Reich des Spiegels, nicht der That,
dich leis mit meiner Hand berühre.



I

TRAUM UND WACHEN

Leuchtet zu des Lebens Turm,
frühe, nie gereifte Flammen,
mir empor die dunklen Steine!
Eh ihr leise sinkt zusammen,
wenn die Sterne euch begegnen,
werd' ich still an eurem Scheine
mir entzünden jene eine
Flamme, die im tiefsten Sturm,
wenn ihr löscht, mich wird verdammen
oder segnen . . .



Abschied

Oft, wenn die stille Mitternacht
einsam im dunkeln Parke wacht,
wenn meine Fenster offen stehn,
ein Sternlein durchs Gezweige leuchtet,
und Nachtluft mir die Stirne feuchtet,
dann weiss ich, dass mich deine Augen sehn
    in dieser stillen Mitternacht.

Doch dieser Erde weit entschwebt
ist, was mich hier umgiebt und mit mir lebt:
mein still Gemach, der Park, der leise rauscht,
der See, der über seine Ufer lauscht.
In ewige Fernen treiben wir dahin:
du kennst den Ort nicht, wo ich bin
    in dieser stillen Mitternacht.

Noch seh ich dich; und dein Gesicht ist blass.
Von Schauer wird mein Auge nass,
und tausend Wünsche werden wach.
Doch schneller treibt der Park und das Gemach
hin in den fernenklaren Raum —
da lischt, ein Flackerlicht, dein Traum
    in dieser stillen Mitternacht.

Höhe

Hoch über mittagsmüdem Land
einsam und steil mein schroffer Grat.
Tief unten, ein Strichelchen, der Pfad,
wie eingekritzelt in die harte Wand.
Rings nichts als glänzendes, helles Gestein,
eingerissen, verwittert, zerspellt —
ich träume durch Trümmer der Felsenwelt
sonnenallein.

Sturm und Sterne

Sturm hat die Sternenlichter angefacht
und droht sie zu verlöschen. Durch die Nacht
rauscht und raschelt der Wind in den Reben;
vom Winzerhaus, wo die Läden schlagen,
durch den Weingang lässt er die Blätter jagen
ins dunkle Land, wo sie taumelnd verschweben.

Windlichter die Sterne weit hinauf
flackern hell und flacken wieder aus.
Kastanien knallen am Boden auf
vom rauschenden Baum beim Rebenhaus.

Die klappende Lattenthür öffn' ich am Hang
und steige den Weinberg steil hinauf;
Schritt für Schritt im engen Gang
leuchten durchs Laub die Sterne auf.

Das weisse Häuschen, geisterbleich
auf der rauschenden Höhe, zitternd im Wind,
deckt mir den Rücken... Wie weites Reich
mir zu Füssen... Wie weit noch Lichter sind...

Spätes Einschlafen

Die Wellen meines heissen Blutes funkeln
den Schlaf zurück, der in dem stillen Dunkeln
vom Ringen mit den Menschen müde naht —

Vor meinem Fenster spielt der Wind im Baum;
ganz einsam geht das Rauschen durch den Raum,
als hüll' es einen Schritt auf seinem Pfad —

Im Spiegel glänzt der Nacht verlorner Schein
und dunkelt wie ein See. — Alle Gedanken
aus meinem Tage stürmen auf mich ein
und münden schon und schwanken
durchs Wachen hin wirr in den Traum hinein.

Hochwald

Hoch im Geäste faltet seine Hände
der Wald und starrt den Himmel an.
Im Reisig knistert es. Die leisen Brände
tierischen Lebens rühren sich im Tann.

Wurzeln wie Schlangen ringeln sich hin,
zerfressen den Weg. Ein Hauch des Verwebens —
und ich Stiller, Mächtiger bin
eine Flamme des ewigen Lebens.

Funken

Einsam in Wipfelhöh' zu wohnen!
Nachtsturm wühlt in der Tiefe dunkler Bäume,
vor meinem Fenster sausen krause Kronen.

Sturmfinsternis ist ganz hereingesunken,
in Windespausen prasselt kalter Regen,
im schwarzen Zimmer seh' ich graue Funken.

Nachleuchten eines Tages. Doch wie lange
ist nicht der Tag schon tief in Schlaf gesunken?
Licht aus des Blutes pulsend heissem Drange

schwirrt rings um mich in wirren Funken.

Winterterzinen

Jetzt brennen alle Oefen in der Stadt,
und Lampen glühn in halbe Nebeltage.
Die grauen Bücher rauschen Blatt um Blatt. —

Das Holz, das ich zum hohen Ofen trage,
zuckt rot im Wirbelsturm des Schornsteinzugs;
die Funken sprühn, gejagt vom Flammenschlage.

Erdflammen eines fernen Sonnenflugs,
der Tannenwälder wachsen liess zum Brande. —
Ein sonngebräuntes Volk von Riesen trug's

in Lasten von den Bergen in die Lande.
Und so verraucht Waldsommertage-Blut,
wo Sonne stand am roten Föhrenrande,

in einer Stunde meiner Ofenglut.
Und alte Bücher les' ich zu den Flammen,
in denen ein verwunsch'ner Sommer ruht,

holzig geworden und ganz eng zusammen
gekrochen auf den schwarz getränkten Blättern —
und dennoch ohne Segen und Verdammen — —

nur Rätselleben, darin Hände blättern,
wirre Gedanken, die am Ende schweigen,
ein Singen von tief eingesaugten Lettern.

Wenn Wintersterne durch die Dämmrung steigen. . .

Rokoko

Im alten, weiten Rokokogemach
die Dämmerung aschgraue Fäden spinnt —
Lichter und Schatten an den Wänden ziehn,
tagmüde Flammen geistern im Kamin.
Ein Amorettchen, wie verschlafen, sinnt
nun längst vergangnen Zeiten nach,
wo dort auf dem Gesims, das Säulchen tragen,
die stille Blumenuhr noch ging
und alle Stunden leise ihr ‚ting ting'
— ganz unbeachtet — durfte sagen.
Jetzt hängt ihr Pendel still in den krystallnen Ständern,
der einst gepickt in fleissig-hastigem Takt —
als manchmal der Kamin geflackt
von Briefen, Locken und von bunten Bändern.

Der grosse schmale Rahmenspiegel steht
ihr ernst und still wie früher gegenüber —
wie wartend. Doch er scheint ihr trüber,
seit keine Grazie mehr zögernd vorübergeht.
Recht gläsern scheint er ihr. Rings hat das laute Gold
des Staubes stiller Vorhang überrollt.
Im Ornament verdorrt sind die Bosketts.
Die Spinnen starben längst im eingestaubten Netz.

Im Dunkel bleichten mehr noch die Gobelins —
Sie sieht das alte Bild, neigt sich und haucht: „Mon Prince.“
Im Schloss der weissen Thür ein Glöckchen klingt ‚kling, kling‘.
Die Thür geht auf. Vom weiten Flur weht’s kalt.
Ein Greis tritt ein, wohl hundert Jahre alt —
und wieder schliesst die Thür mit leisem ‚ting‘.

Rings an den Wänden sterben rot die Flammen,
der Greis stösst zitternd noch die Glut zusammen,
die fast erloschen war.
Da plötzlich steht am letzten Flackerschein
im Pelz ein nacktes Weib mit aufgerolltem Haar —
sie löst den Mantel, dass er niedergleite,
und starrt, sich wärmend, in die Glut hinein,
sieht sich dann fragend um und leer . .

Der Greis schüttelt den Kopf und sieht beiseite:
„Der Prinz kommt heute von der Jagd nicht mehr!“
und auf dem glatten Boden schlurft er schwer,
ohne sich umzusehn, aus dem Gemach.
Verzitternd klingt es noch im Thürschloss nach.

Der Sklave

Ich muss dich sehen eine Nacht.
In blendendem Lichte musst du liegen.
An deiner Glieder frierende Pracht
will ich die heisse Wange schmiegen;
und schlafen musst du, von mir bewacht.

Die Mitternacht hüllt uns in Zauber ein:
dann werd' ich König, du Sklavin sein.

Doch, wenn der Tag dem Meer entstiegen,
ein grauer Fährmann, dich rüttelt sacht,
will ich vor deinen Füssen liegen
wie ein verblasster Traum der Nacht.

Stimmen

Weit überm Meere sah ich Lichter schwimmen;
in ihrem Schimmerkreis erscholl Gesang.
Und dann wuchs eine von den fernen Stimmen,
die unsichtbar durch all die andern klang,
als stünde eines tiefen Sternes Glimmen
bei ihren windverwehten Fackeln dicht.
Sein weisses Licht
durchbrach das dämmernde Verschwimmen
und war ihm ewige Wasserweiten fern.
Aufleuchtend stieg aus all den andern Stimmen
die eine wie aus Fackellicht der Stern. —

Die Felsenbrücke

Die freie Felsenstadt hängt fest,
ein sonnenfunkelnd Falkennest.
An Hügeln unten gähnt ein helles Thor,
Weinberge klettern aus der Au empor;
an Türmen, Eck' und Winkeln angeklebt,
wo Giebel über Giebel strebt,
Balkone, Treppen, Galerien;
rings Hallengänge hoch die Stadt umziehn:
bis oben tief der Felsen klafft.
Da wölbt sich wie mit Schlangenkraft
ein Bogen zwischen Stadt und Palast,
der beide Wände klammernd fasst
und mitten in der steilen Lücke
auf pfeilerlosem Abgrund schwebt:
die Felsenbrücke . . .

Heiss rötet Mauer sich und Stein,
die Fenster schicken blendend roten Schein,
der Horizont wird blau verschwommen. —
Ins Eisenschloss kracht schwer das Thor,
und klirrend rollt der Riegel vor. —

Ein dunkles Raunen hab' ich vernommen,
das stieg da drin die Gassen empor,
— und sah doch lange niemand kommen?
Da donnert die Brücke von Rossehufen,
ein Reiter, goldgepanzert, reitet ein;
und Frauen treten auf die Treppenstufen,
weisse Gewänder glühn im Abendschein,
vernehmlich hallt ein helles Freudenrufen
aus Säulenreihn . . .

Scheu küsst der Nachtwind Blum' und Blatt,
auf stillen Feldern wird der Nebel dicht;
da flammt's von Fackeln in der Felsenstadt,
in allen Fenstern flackert Licht.
Musik, Tanz, Geigenschall ertönt,
der Glockensang klingt tief im Siegerglücke,
und nächtlich noch von Schritten dröhnt
die Felsenbrücke.

Rokokonacht

Im blauen Garten der Brunnen rauscht,
Leis plätschern die Silberkaskaden.
Im Mondschein schimmernd das Seetier lauscht
dem Singen der Marmornajaden.

Die Gondel im gläsernen Kanal
gleitet durch glatte Wiesen;
blinkend beglänzt ein breiter Strahl
die steinernen Treppenfliesen.

Orangen und Fächerpalmen stehn
in Reihen auf der Altane,
nachtwandelnde Träumerlüfte gehn
durchs Laub der Riesenplatane.

Das weisse Schloss mit dem Spiegelschein
auf den grossen Fensterscheiben
taucht stumm in den Dämmerhimmel hinein,
als könn' es nicht schlafen bleiben.

Vom Dach die Figuren schaun ringsumher
wie aus dem Weltenraume.
die Karyatiden atmen schwer
in drückendem Freiheitstraume.

Winterabend

Die blassen Fenster stehn in blauem Schein
und leuchten in die Dunkelheit herein.

Du öffnest sie. Schnee fällt vom Fensterrand,
und Winterluft streift an die Zimmerwand.

Da draussen liegt der weite Hain so weiss,
verweht sind Wege, Wagenspur und Gleis.

Die Birkenbank, die Büsche bleich verschneit,
Schneeschritte knirschen durch die Einsamkeit . . .

Lichter

Wo ist der Tag?
Rauschend versunken.
Nacht hat mit schwarzem Hammerschlag
das Licht zersprengt zu stillen Funken,
die lautlos glühn in Strassen, Prachtgemächern,
in Kammern und hoch über allen Dächern.

Gewandstudie

Es war nicht viel, was uns zuerst verband,
es war nicht einmal deine weisse Hand,
es war nicht viel —
ein Hauch an deinem Kleide:
das schwarze Faltenspiel
in roter Seide.

Lautlos

Tief aus der Tiefe deine Liebe rang
angstvoll vergebens sich empor,
und doch kein Seufzer in die Höhe drang,
kein Schmerzschrei mehr schlug an mein Ohr.

Was stört's mich, dass ich wusste, du schriest,
und dass ich dort dich leiden sah?
Ich hörte dich ja nicht —
im Klang nur brennt die Seele heiss genug.
Ich hörte dich ja nicht —
und höher, ferner spannt' ich da
den Flug.

Nachtbild

Wir klirren und klappen durch dunkeln Wald,
dem Schimmel pfeift Wind um die Ohren.
He, halt!
Es klingt; ein Eisen, mein' ich, ging verloren.

Am Boden rings leuchtet die Wagenlaterne,
Da, dort!
Ein feiner Strahl wie zwei nahe Sterne...
Süsse Frau, deinen Ring warfst du fort?!

Nun hast du mir zurückgegeben

Nun hast du mir zurückgegeben,
was meine Seele dir geschenkt,
hast die Erinnrung drein versenkt
an alles, was du mir gegeben,
was mir nun bleibt — —
So stehn wir gleich:
Du arm, ich unermesslich reich
vor unserm Leben.

Heimat

Eine Heimat hat der Mensch.
Doch er wird nicht drin geboren —
muss sie suchen traumverloren,
wenn das Heimweh ihn ergreift.

Aber geht er nicht in Träumen,
geht er sicher ihr vorüber,
und es wird das Herz ihm plötzlich
schwer bei ihren letzten Bäumen.

Abendgang

Das ist unser kalter Abendgang.
Herbst. Blätter fallen wegentlang.
Nasse Aeste tragen den Himmel, der bleich
und dunstig niederhängt über den Teich.

Die Brücke. Trüber Laternenschein
fällt schwankend in schmutzigen Schlamm hinein.
Vorüber. Dunkel wie Menschen stehn
die Bäume und sehn uns weitergehn.

Ich weiss es wohl . . .

Ich weiss es wohl, wie du zur Ruh dich legst,
wenn müde dich die Mitternacht umfängt.
Du gehst verträumt im Zimmer auf und ab,
schaust das unwillige Schweigen an der Wand,
das seufzend hie und da ein Rahmen unterbricht.
Dann sprichst du leise in den Kerzenschein,
als ob gleichgültig ihn ein andrer spräche,
meinen Namen, horchst — hörst ihn und erglühst . . .
und deine süssen Hände küssend, schläfst du ein.

Abend

Wir stehn und schaun und sprechen kein Wort —
der Abend zerflattert auf dunklen Wiesen.
Strenge Schatten kommen vom Torf,
steigen als stumme Riesen
über die Schollen behutsam fort
ins Dorf. —

Traum und Wachen

Hab' heute lang' an dich gedacht.
Warst du mir treu im Traum der Nacht?
Deine Träume, die du im Schlaf zerrissen,
waren hell wie ein blendender Tag;
Ich weiss es, dein süsser Körper lag
sehnsüchtig in deinen warmen Kissen.

„Geliebter, Geliebter, du bist so rauh,
und ich so weiss — nicht? wie Sammet so zart?
Geliebter, heut bin ich deine Frau —
Fühlst du, wie weich meine Brüste sind?
Ich bin noch ein Mädchen so schlank,
ich habe Glieder wie ein Kind.
Fühlst meine zarten Hüften du?
und mit meinem Schenkeln zerdrück' ich dich
dennoch, du!

O Liebster, du thust mir so wohl, so wohl —
ich liebe dich so — komm drücke mich schwer,
schwerer — komm doch näher her,
ganz nah; ich spüre ja deinen Atem nie —
Liebster, ich will dich sehn!“

Da bricht die erschöpfte Phantasie
vor dem Unmöglichen zusammen.
Die letzten süssen Gespinste zergehn,
und verloht sind alle die heissen Flammen.
Stücke Wachen und Stücke Traum
jagen sich im dunklen Raum.

Ich weiss es, dein süsser Körper lag
und fand den Schlaf nicht in seidnen Kissen.
Die Lippen hattest du dir zerbissen —
so lagst du mürrisch in den grauen Tag.

Bannspruch

Drei Namen ruf ich im Wind dir zu,
der eine ich, der andre du.
Der dritte, sprich ihn demütig aus,
wird kommen als Erbe in Hof und Haus.
Nun ich dir die drei Namen genannt,
Liebste, bist du an mich gebannt.

Zu Hause

Offen die Thür — bis in mein Zimmer
fällt deiner Lampe weisser Schimmer
— — — ich höre dich schreiben.
Die Nacht nickt durch die dunklen Scheiben.
Da verrät sich in der Helle,
wie ein Schatten leise geht;
und nun steht
er schon über meiner Schwelle . . .

Die Schrift erlosch . . .

Die Schrift erlosch in meiner Hand,
knisternd wie Funken.
Nun schau' ich rings — und wandre trunken;
unendlich ist in mir das Land.

Dunkel. Doch schimmert Stern bei Stern,
Hügel bei Hügel.
Ich schreite, als hätt' ich Flügel —
dich seh' ich ganz fern.

Ich meine, du streckst die Arme aus,
um mir zu winken.
Dann versinkst du und mein Haus —
Zauber! wie mich die Lüfte trinken.

Die Stunde

Klammerst du dich manchmal nicht,
wenn wir schweigen, an mich an?
Doch es ist ein stilles Licht
über unsern ruhigen Händen.
Unsre Blicke, die sich wenden,
fragen nicht . . .

Sieh, die Nacht hebt still das Glas
mit dem kühlen Wein zum Munde,
Wehen schreitet rings durch's Gras
draussen . . . Und die stille Stunde
läutet. O wie leuchtet das!

Blütenweiss schläft der Garten,
blütenschwer —
in der Ferne zieht es her.
Fühlst du nicht, wir sollen warten —

Träumerei

Durch das Rauschen und den Wind
gehen Schritte tief im Kies,
die — still — schon erstorben sind.

Hast du es gesehn,
wie die Nacht sie hier vorüberliess?
Ohne Wort ist es geschehn,

bis sie bald ein steifer
Wegweiserarm zur Ferne wies
in erstarrtem Eifer.

Helle Nacht

Von der Erde wie ein Quell
ringt die Dämmerung sich los,
Baum und Schatten dunkelt gross —
sieh, noch ist die Nacht nicht hell.

Aber aus den Herzen allen,
drin der Tag durch Träume geht,
kommt er, wenn die Sterne wallen,
wieder. Sieh, ein Stern ersteht.

Weit ist jetzt die Nacht und licht,
Herz und Auge wandert trunken,
bis das Traum- und Sternenlicht
tief in unsre Brust gesunken.

Abend im Rahmen

In wegeloser Einsamkeit ein Damm,
aus der Duftebne steigt mein Hügelkamm.
Ins Abendgrau der Bergwand glüht mein Haus
noch Sonne, wenn im Thal der Tag schon aus.
Heut schau ich nicht ins Land hinaus.

Im offnen Fenster sitz ich. Und mit dem Ferneschein
flut' ich selber mit ins Gemach hinein.
So abendsonnig ist mir, so felderfrei,
so wiesenkühl, als wär' ich das Land —
der Sommer hebt mit stiller Hand
die Abendkrone an mir vorbei.

Jetzt brennt mein Spiegel an der Wand —
drin hängt sie. Ihre Flammen zucken.
Ich sehe in dem roten Brand,
wie die Berge mir lachend über die Schultern gucken.

Stiller wird es. Jetzt hör' ich Wind im Gartengras.
Und blasser wird das Rahmenglas.
In die steile Spiegellandschaft empor
steigt der Abend . . .

Auf der Chaussee.

Wir gehn auf der Chaussee im Sturm.
Die Telegraphenstangen dröhnen —
wie Glockensummen hoch im Turm.
Hörst du sie in die Erde tönen?

Steil bebt der Schaft
in klingenden Ringen.
Spalt an Spalt an dem singenden Holze klafft,
als müss' es zerspringen. —

Wir gehen. Schon sind die Töne verschwommen
und verklingen über dem grauen Damm.
Alle sechzig Schritt steht ein tönender Stamm
und hebt die Stimme, wenn wir kommen.

Sonntags-Stimmungen

I

Nun geh' ich durch die leeren Strassen,
die still im Staube der Heimgekehrten,
und suche den Mond hinter hohen Giebeln.
Ich muss bis zum Markt gehn, um ihn zu finden,
wo er schräg hereinscheint
drüben bis zu den Fenstergewölben.

Der Zauber kam nicht, auf den ich gewartet,
und der Tag liegt ungelöst
wie eine Wolke zwischen Sonne und Seele.
Mein endliches Sehnen rang sich
nicht lächelnd durch
zum tiefen Schlafe . . .

II

So übervoll war meine Ruhe nie;
Besorgnis schwebt mit gradem Flug davon;
vom tiefen Rausch errungener Erfüllung
gleich fern wie von dem Lockruf neuen Sehnens,
der Angst um Halberrungnes und der Geissel
zerwühlten Willens — lausch' ich heut der Welt,
die wie ein Lied zu mir herübertönt.

Das stille Feuer deiner Schritte wärmt,
Lichtflammen, die die Winde von mir halten,
um mich im Kreis . . .

Ganz wie im Schlaf, wenn sich Gedankenträume
mit krauser Logik ineinanderbaun,
so kraus und doch so wundersicher wahr,
scheint dieses Wachens wirre Wirklichkeit
mir jetzt fast wie ein leicht ertragner Traum . . .

Die Bilder

Vor der hohen Bilderwand,
wie der Abend eingeträumt,
schau ich stilles Meer und Land —

Drüben, wo die Welle schäumt,
ist mir, als ob Sterne blinken —
ein verblasstes Leuchten säumt
in den Gärten dort.

Still sinken
alle Schatten in das Dunkel,
das rings aus den Bildern träumt . . .

Auf den Bildern wird es Abend.

Und ich hör' ein stilles Gehn,
überall ein Abschiednehmen . . .

Auf den Bildern ist es Nacht.

Meinem Freunde Hans Heise.

Flammen

Horch! — nun die Winterdämmrung still
um unsern flackernden Ofen sinkt,
wie die Schar der Flammen den Reigen schlingt
und zu der webenden Schwester singt,
die auf bleicher Kerze blühen will
und schwebend durch die Dämmrung blinkt —

Horch, wie es klingt:

„Holla, komm her!
Schwester, im Frösteln der Dämmerung
wirst du löschen. Dann glühst du nicht mehr
und bist doch jung!
Stampfe mit uns den Flammentanz!
Rot ist unsers Tanzschritts Gefunkel,
wir sind Rosen in glühendem Kranz
und erwärmen das Dunkel!"

Leise singt der weisse Glanz:

„Kann nicht euren wilden Tanz,
kann auch nicht herab zur Erde,
nur im Schweben hab' ich Macht.
Schwestern, meine Glut ist Glanz.
Und die Nacht
sorgt, dass ich zum Sterne werde.

Zwielicht

Ich entzünde schon mein Licht,
eh der Tag noch ganz gewichen.
In den tiefen Faltenstrichen
meines Vorhangs, der verblichen
dämmert zwischen Licht und Licht,
wird das Blau des fernen Tages
früh zum Schatten —
meine Kerze still zum Licht.

Tagebuchblatt

Nicht wunschlos sein! Doch deine Wünsche sollen
nur leise leben und am Uebervollen
wie Schatten an den Ufern stehn —
dann weisst du, was sie von dir wollen,
und lässt sie über Fluten gehn.

*

Wir sehn einander lächelnd an:
ja! etwas ist in der durchwachten Zeit
heraufgeblüht aus Wurzeldunkelheit,
daran kein Wort und Wille ändern kann.

Die Wünsche, die wir uns verhüllt,
die stillsten Wünsche wurden wahr;
kein Schicksal hat sie uns erfüllt —
wir sind Erfüllung ganz und gar.

*

Kennst du die Tage, deren Frieden leicht
und deren tiefe Stille keine Last,
an denen dich kein Heimweh überschleicht
und die du doch so schnell vergessen hast? —
Die Tage sind es, fern den Feiertagen,
wenn zum zeitlosen Fest das Herz sich rüstet,
die dich mit unsichtbarer Strömung tragen,
dass es dich wie in manchem Buch gelüstet,
die Seite einmal noch zurückzuschlagen —
dann, ohne dass des Buches Blätter schliessen,
aufstehn und fortgehn, lächeln und geniessen.

Reimsprüche

Dem Künstler

I

Nicht eher brich vor dir dein Schweigen,
bis dich der Augenblick erfasst,
in dem die Kräfte mit bezwungner Last
einander helfend aus der Tiefe steigen,
in die du dich verloren hast.

2

Was willst du, Schöpfer, über Undank klagen!
Ist dir's im ewigen Reifen nicht genug,
statt Frucht zu ernten — Frucht zu tragen? —

3

Du musst durch jeden neuen Tag im Leben
den alten Tagen neuen Inhalt geben.

4

Die Ueberwindung
des Neins,
die Ergründung
des Seins,
die Vollempfindung
des Scheins —
ist die Verkündung.

Zur Philosophie

Flog eine Fliege zum Licht in den Spiegel,
stiess sich den Kopf, doch behielt ihre Flügel.
Also die Metaphysici:
suchen Gott und — verbrennen sich nie.

Vertriebene

Vertriebene pochen rauh ans Thor.
Die Menge lagert um die Schwellenstufe.
Welch ein Gesumm. Aufsteigend dumpfe Rufe.
„Wir sind ein Volk geworden!" hallt der Chor.

An Wilhelm Schäfer

Was wir wollen, gilt nicht viel:
Dunkel wächst in uns das Ziel.

Spätsommer

Weit drüben, wo der Wald sich reckt,
wo sich in reifenden Aeckern versteckt
eine sonnige Strasse, kommt Wagenrollen,
das Widerhall im Walde weckt.

Weiss steigt der Staub von der Strasse auf
und weht in Gestalten den Weg zurück,
auf dem die Räder zur Ferne wollen.

Die Gestalten ziehen ein kurzes Stück,
bis sie hängen bleiben an Strauch und Dorn — —

Staub sinkt verweht ins tiefe Korn.

Steilheit

Ein graues Schloss, des Scheiben Abendflimmer,
des offne Fenster dämmerhohe Zimmer,
die mit der Decke niederschaun.
Hoch funkeln stille Hängeleuchter
Lichtträume in das Abendgraun.

Rauh flattern Schwärme aufgescheuchter
Nachtvögel, die am Turme baun.
Und aus der Thalschlucht steigt das Dunkel
ums Schloss wie Rauch ins Sterngefunkel,
das sich am Schattenturm entzündet . . .

In Felsen ist der Weg gehaun,
der sich vor uns zur Tiefe windet,
und schimmert matt im Dämmergraun.
Wir gehn ihn, ohne rückzuschaun
zum Schloss, das in die Lüfte schwindet.

Erwachen in der Nacht

Nun ich erwacht aus einem weiten Traum
mich einsam in die Nacht emporgefunden,
send' ich die Sinne suchend in den Raum,
in dem des Traumes stilles Licht entschwunden . . .

Sie kehren mit zitterndem Sternenschein
und mit dem Rieseln eines Brunnens wieder.
Das träumt um mich und summt mich ein;
und leise sinkt es auf mich nieder,

als hielte über mir, vernehmbar kaum,
ein Schritt, der tief aus stiller Ferne kam,
den ich doch Stund' um Stunden schon vernahm,
der wie die Zeit hinschritt durch meinen Traum.

Und irgendwo verblasst ein scheuer Schrei,
der schon empor aus neuen Träumen läutet.
Der Schritt, der jetzt in Morgenfernen deutet,
geht über meinem Haupt vorbei . . .

Schlummerlied

Schlaf, schlaf!
Ich will dich wiegen.
Schlaf, schlaf —
hörst du nicht fern
all die gestorbenen Kön'ge und Herrn
sich an die silberne Sargwand schmiegen?
Schollen decken das Wappenschild
all der Fürsten, Grafen, Barone.
Und der modernde Purpur schwillt
leuchtend um die erloschene Krone.
Schlafen alle so schaurig-süss,
die Menschen sagen im Paradies.

Schlaf, schlaf!
Ich will dich wiegen.
Schlaf, schlaf —
über dem Damm
hängt der Heiland am Marterstamm.
Tief aus Tannen, die sich biegen,

hebt der Nebel ein Sterbegewand,
breitet es unter dem Gottessohne.
Und das Blut schläft ein an der Hand
und tief unter der Dornenkrone.
Und er schläft nun so schaurig-süss,
die Menschen sagen im Paradies.

Schlaf, schlaf!
Ich will dich wiegen.
Schlaf, schlaf —
Alles ist still,
keiner mehr weinen und beten will.
Aus den geöffneten Händchen fliegen
deine Tageströume fort.
Und du weisst jetzt vom goldenen Throne,
vom vergrabenen Königshort.
Leise rauscht's in der Eichenkrone.
Und du träumst so schaurig-süss,
die Menschen sagen vom Paradies.

Das Schattenschloss

Wenn die Stille Stromesrauschen goss
in den Thalwald, der verdunkelt,
steht, vom Sterngezack umfunkelt,
hoch im Abendgraun mein Schattenschloss.
Steil hinab zum Erdengrunde
ragt es aus der Dämmerstunde.

Wieviel Leben hinter seinen Mauern
still die einzige kurze Erdenzeit vertrauern,
wieviel Sünden frei im Saale stehn,
wieviel graue Augen niedersehn
strahlend in die Leidengrüfte,
wieviel Herren durch die Abendlüfte
lachend auf- und niedergehn —

Fest verschlossen Pforte, Thür und Thor;
Schattenriegel liegen stumm davor.

Bis der Tod im grossen Saale
Alles lädt zum Feiermahle
und in düsterm Erntereigen
die Gestalten niedersteigen . . .

Abendnebel

Schwankend steigt ein Nebelspiegel
langsam fusshoch über den See.
Raumlos in dem Nebelsee
tauchen Gondeln aus dem Spiegel.

Sprudelnd um den tiefen Kiel
spült das Wasser unterm Nebel;
jene Gondel dort im Nebel
ist mein Ziel.

Scheu umkreist sie meine Gondel,
wieder schwindet sie im Duft.
Willenlos nur trägt die Luft
leise Rufe von der Gondel.

Nacht sinkt. Nah der Nebel steigt.
Vor mir raucht ein Fackelfeuer.
Nach dem Ruf lenk' ich das Steuer,
den der Nebel halb verschweigt.

Milchig leuchtend wird die Schicht,
als ob feucht der Nebel glimme —
deutlich hör' ich ihre Stimme,
die zu mir durch Nebel spricht.

Und dann schwarz aus trübem Schein
hebt sich schweigend deine Gondel,
legt sich schwer an meine Gondel,
und vereinigt flackt der Schein.

Wolken im Herbst

Ich habe lang an einem Stamm gelehnt
und in das Rauschen überwölkter Bäume
mich tief gesehnt,
bis fast mich trugen die getrunknen Räume.

Ich stand auf Wurzeln, die sich hart und schwer
zur Erde wölbten mit den Aesten allen.
Hoch wuchs der Stamm und zog die Wolken her,
um sie zur Krone über sich zu ballen.

Tief sind die Schatten solcher Wolkenstunde,
die Formen wandelnd hüllt, Gestalten tauscht!
Der Wurzelwipfel bebt im dunklen Grunde
vom Wind, der durch den Wolkenwipfel rauscht.

Toter Flug

So ohne Tänze geht mein Blut,
bin heut nicht Traum, bin Erde nur.
Durch tiefes Dunkel, ohne Spur,
verschwebt mein Flug, der doch nicht ruht.

Ich trinke Wolken, See und Wald;
Baumschatten wollen mich verhüllen.
Und meines Mantels Falten füllen
sich schwer mit Nebeln, schwer und kalt.

Ich schwebe weiter ohne Flügel;
vom schlammigen, flutverlassnen Strand
zieht sich mein schleppendes Gewand
lang über den bewölkten Spiegel.

Vom ruhenden Gewölk verhüllt,
der Dunstmond in der Tiefe schwimmt.
Die Nacht, die nebelschwere, nimmt
mich mit ins Dunkel, das mich füllt.

Nächtlicher Weg

Schwer schweigt der Wald in schwarzer Pracht.
Mein Mantel flattert durch die Nacht,
streift welkes Laub am Boden mit;
und wo die Aeste wie Gestalten
hoch über mir die Hände halten,
folgt Zittern meinem festen Schritt.

Und leis' an mir herniederglitt,
als woll's im feuchten Gras erkalten,
was in mir kämpfte, rang und litt;
was ich in mir für schlecht gehalten,
das nahm die Nacht im Atem mit.

Und stiller meine Schritte hallten,
wie eines fremden Freundes Tritt.

Turmgemach

Jetzt liegt draussen das schneeige Land
in Mondlichtflocken, die niederwallen
unsichtbar dicht
und leise fallen —
hörst du sie nicht
fliessen rings um des Turmes Wand?

Ich will den Vorhang nicht rühren.
Aber denke der Tiefe nach!
Dann musst du es spüren,
wie gemach
Alles sinkt,
wie keine Wege mehr niederführen;
und wenn dein silbernes Lachen klingt,
wie es einsam klingt.
Wenn mein Schritt hier hallt,
findet er nirgends Widerhalt.
Er verweht in der Stille,
als ob kein Widerhall Antwort riefe.
Zagend aber bebt dein Wille —
das ist die Tiefe.

Denke, denke der Tiefe nach,
denk' an ihre schaurige Nähe —
sieh, dann hebt sich das Turmgemach,
und wir schweben zur höchsten Höhe.
Wie verlachen wir alle Verstecke,
wie verlachen wir Keuschheit und Sünde!
Das ist, Weib, wie in jener Nacht,
da sich Diele, Wand und Decke
langsam mit mir aufgemacht
zum Fluge über die letzten Gründe.



II

SCENEN

Es giebt keinen ewigen Schutz vor den Stürmen.
Frieden ist Menschenwerk. Stein um Stein
müssen wir in den Kampf hinein
zu einem Haus, einem Herzen türmen.



Der Domherr

Dramatisches Fragment

LUDWIG KRAFT
zu eigen

Burgsaal. Diener räumend. Novembervormittag. Links in der Mauer ein Käfiggitter, dahinter ein Rabe.

Erster

Sie haben einen guten Tag zur Jagd.

Zweiter

Will's meinen. 's ist kaum Mittag, und das Blau
kommt überm Wald schon durch. Jetzt im November.

Erster

Zum ersten Mal war heute Reif.

Dritter

Die Sonne
hat heuer eine wunderbare Kraft.
Erinnert ihr euch eines solchen Jahrs?

Wie oft nicht klomm gewitterlich Gewölk
im Westen auf, rings um den Himmelsrand
sich höher türmend, dass das halbe Land
in Finsternis versank. Und immer wieder:
eh' ein paar Tropfen fielen, hatte längst
die Sonne das Gewölk zersprengt. Die Fetzen
ballten zu Würmern sich und krochen fort. —
Und allemal noch drückte sie bis Mittag
die Nebel in die Sümpfe und den See.
Den ganzen Herbst.

Zweiter

Wie heut.

Dritter

Der Wein wird gut.
Zwar gärt er noch. Ihr solltet nur einmal
im Keller die Fassgeister gurgeln hören.
Er läutert sich mit innerlichem Groll,
er wird. Das schmeckte man am Suser schon.
In Schwaben liessen sie die Fässer aus,
um Raum zu haben für den neuen Herrn.
Da konntet ihr
vorjährigen Wein im Rinnstein saufen.

Erster

Ja, Rumold! Neulich in der Predigt sagte
der Pfarrer: „Wenn Gott reifen lassen will,
so sendet er uns eine warme Sonne,
wo nicht, so sendet er uns Hagelschläge

und Wolken." Und dann sprach er weiter,
dass wie die Ernte und die vollen Garben
nun heimgebracht sind, also sollten wir
heimbringen auch die ewige Ernte,
die für uns wachse in dem Land der Heiden.

Zweiter
Was meint er denn damit?

Dritter
Den Kreuzzug doch natürlich.

Erster
Wir schieben dort den Tisch noch mehr zur Seite,
damit der Durchgang frei wird in den Saal.

Dritter
Ich möchte jetzt kein Sarazene sein.
Denkt euch doch: ein Erzpriester geht
eigens mit hin, um Martern auszudenken
für die gefangnen Heiden.

Erster
Ei, warum?

Dritter
Damit sie Christ erkennen lernen.
Ihr ahnt ja nicht, was für verbohrte Sünder
die Heiden sind. Und was das schlimmste ist:
sie halten unsre Hölle für den Himmel

und unsern Himmel für die wahre Hölle.
Ist's da nicht Recht,
dass man sie bei lebendigem Leib verbrennt?

Erster
singt

Ich sattelt' am liebsten mein Pferd und zög' mit.
Ein seliges Sterben gewönn' ich dann
und brächt' meinem Schatz einen Heidenkopf mit.

Dritter
warnend

Die Heiden haben manchen frommen Mann
heilig geröstet. Und sie rösten jetzt
auch jeden, der nicht heilig werden will,
wenn sie ihn fangen. — — —
Du kannst sicher sein,
der Graf thut es dem Bischof gerad' zum Trotz
und zieht nicht mit. Wir bleiben ruhig hier.
Sei Du zufrieden, wenn Du im Gebet
Gott danken kannst, dass Du kein Heide bist,
dass sich Dein Ahn hat taufen lassen
und Du den rechten Glauben schon ererbt.

Erster
singt

Es sässe der goldene Schmuck noch daran,
den sie zum Tanze dann tragen kann,
zum Tanz an meiner Seite.

Draussen Lärm; alle ans Fenster.

Dritter

Ei seht, der Domherr! seht! sein Reitbursch fiel
vom Pferd, hart an der Brücke. Der Prälat
bändigt die beiden wildgewordenen Pferde —
seht! seht! das ledige ist ein Hengst;
der hat die Stute dort im Hof gesehn.

Zweiter Diener läuft ab.

Es ist gelungen. Schnell!

Diener ab; Propst Johann von Thiengen tritt von rechts ein; Diener, der ihm Mantel, Hut, Gerte abnimmt.

Johann

Den Mantelsack und meines Dieners Tasche
bringt dann hinauf. Ich will mich hier
erst am Kamin noch wärmen.
Welches Zimmer
hat die Frau Gräfin mir bestimmt?

Diener

Die beiden
Gemächer, die an die Kapelle stossen,
gnädiger Herr!

Johann

Gut! sorgt für meinen Diener!
Er muss bis morgen wieder tüchtig sein
zum Heimritt.
Der Hengst hat sich am rechten Huf geritzt.
Rolf sorgt dafür wohl, dass es ausgewaschen
und überbunden wird. —

Diener will gehen, Johann bemerkt den Raben

Malvolio ah —

zum Diener hinaus

bringt ein Stück rohes Fleisch!
Komm! lass dich kraun und öffne dein Visir!
Komm! — Nun? Im Dunkel hockst du reglos auf der Sprosse,
als wär' Vergangenheit längst Zukunft dir
und du der Ewigkeit Genosse. —
Spann dein Gefieder aus! — An jeder Seite
rührst du die Wand. Wie stolz du bist.
Wohl dem, des mächtige Flügelbreite
die ganze Länge seines Kerkers misst.

Diener bringt Fleisch, Johann hält es dem Raben, ihn nach verschiedenen Seiten lockend, vor

Wer dich nährt, Vogel, nährt auch deinen Hass.
Der schlägt und flattert wütend an die Stäbe —

wirft das Fleisch hinein

Du hackst nach meiner Hand — halt — ist es das?
Willst du, dass ich den Ring dir gebe?

hält ihn hin

Sieh, wie er glänzt! Er stammt von zarter Hand,
die ihn mir gab als Liebespfand.
Drum heb' ich ihn mir auf. —

Vogel schlägt mit aller Wucht an die Stäbe

Nun, gute Nacht!

zieht den über dem Käfig angebrachten Vorhang zusammen

Du wirst dein Haus ja auch im Dunkeln kennen!

Gräfin Hildegard ist eingetreten und hat ihm zugesehen, Johann wendet sich, verneigt sich lächelnd und deutet zurück

Mein Jugendfreund! Ich sollt' ihn Oheim nennen.

Schweigen.

Hildegard

Mein Bote traf euch schnell —

Johann

auf halbem Weg
zu euch —

Hildegard

So wolltet ihr gerade heut
herreiten? Wie das günstig trifft! Willkommen!

Johann

Ist es das Jagdmahl nur,
weshalb ihr heute mich hierher geladen?

Hildegard

Nein.

Johann

Das Zusammentreffen eurer
und meiner Absicht lässt mich mehr vermuten — —
— — — — — — — — — — —

Hildegard

Das Fest macht einsamer dies Haus und uns.

Johann

Und Einsamkeit, in sich versinkende,
verlangt Ihr?

Hildegard

Ja. Ich weiss nicht, ob Ihr sonst
mich ganz versteht.

Johann

Nun denn!

Hildegard

Ihr werdet lachen.

Johann

Und wenn Ihr mir jetzt sagen werdet,
dass Ihr den Teufel oder Gott gesehn,
selbst dann nicht.

Hildegard

plötzlich ernst

Beinah hättet Ihr's getroffen —
ich sah den Tod.

Johann

In welcherlei Gestalt?

Hildegard

Ich sah ihn nicht — doch ich empfand ihn plötzlich.

Johann

Starb jemand, den Ihr liebt?

Hildegard

schüttelt den Kopf

Johann

Oder starb jemand, dem Ihr gleicht
an Jahren und an Aussehn und an Kraft?

Hildegard

schüttelt den Kopf

Johann

Starb jemand unvermutet, jemand, der
nicht andern Grund in sich zum Tode trug
als unsre allgemeine Sterblichkeit,
und den das Schicksal unsichtbar erfasst?

Hildegard

Nein. Niemand starb.

Johann

So stieg der Tod
allein aus Euch als ein Gedankenbild
herauf? und drängte sich in Eure Welt,
dass Ihr die Schatten aller Dinge seht?

Hildegard

Er fand den Weg zu mir im Traum.
Müd losch ein ganz windstiller Tag. Ich lag
tief in Gedanken, die im Wachen wurzelnd
die Wipfel in die Luft der Träume hoben.
Noch fühlt' ich dankbar, wie sich still der Schlaf
mir zugewandt —
So willig überliess ich mich dem Traum,
wie er mich taumelnd, gaukelnd weiterführte
bis an die Schwelle des ganz tiefen Schlafs —
ich sah den eignen Tod und wusst' es nicht,
neugierig auf des Traumes Fortgang achtend —
Dann sah ich mich im Sarge liegen,
und Leichenträger hoben mich empor,

eh' es mir einfiel, dass ich's selber war. —
Da rüttelte mein eigner Traum mich wach.

Johann

Vielleicht, dass Ihr in diesem Augenblick
erst jene Leiche wurdet, Euch in sie
verwandeltet. Denn so geschieht's im Traum.

Hildegard

Jäh schlug mein Blut wie eine Welle auf
und pochte fiebernd, dass ich vor der Glut
ans Fenster stürzte. Friedlich lag der See
im Mondesschimmer. Langsam ward ich selbst
im Innern mit dem kühlen Licht gefüllt,
das mich erleuchtete so tief und still,
als stünd' ich längst schon hinter meinem Tod.
Ich schlief nachher wie unter Eis.

Johann

Und da am Morgen Ihr aus diesem Schlaf
mit neuer Kraft erwachtet, wart Ihr da
nicht frei?

Hildegard

Nur kurz. Ich glaube, auch das Schreckbild
fand tief in meinem Schlafe neue Kraft.
Am Mittag kam es wieder, doch verwandelt.

Johann

Verwandlung ist das Zeichen seiner Macht.

Hildegard

Jetzt ist nichts fest mehr. Jene Stunde
verfolgt mich nun im Wachen unaufhörlich
und sie verwandelt alles, was ich sonst
mit frohem Blicke als mein Eigen sah,
mein Kind und meinen Gatten und mich selbst,
in halb verlorne Güter, die mir nur
gelassen sind als ein umwölkter Schmerz.
Und andere Ruhe wird mir nicht vor ihm,
als dass ich manchmal seinen Grund vergesse,
was mich nicht froher macht. Denn immer wieder
muss ich aus meinen Leiden mich besinnen
und immer wieder find' ich seinen Grund. — —
Ein Baum verdorrt. Ein alter Krug zerbricht.
Und hier und da versiegt wohl eine Quelle.
Und hier und da stirbt wohl ein Mensch.

Johann

Ihr rieft mich nicht als Priester her, dass ich
Euch trösten soll mit einem ewigen Leben.
Ihr rieft mich, glaub' ich, als irdischen Freund,
der vor demselben Tode steht wie Ihr?
Erwartet Ihr nun wirklich Trost? Soll ich
Euch sagen, dass dies plötzliche Empfinden
aus ungesundem Blute stamme und
vergehen werde wie Beklommenheit,
die oft bei Nebel oder Wolkendruck
uns überfällt?

Hildegard

Nein. Ich will mehr von Euch.
Ihr sollt mich lehren leben mit dem Gefühl.

Johann

Es findet niemand in den Frieden mehr
zurück, den jene innerliche Kraft
daraus verstiess —

langes Schweigen

Und doch! Verzweifelt nicht!
Verzweifelt nicht am Tod! Jedwede Pforte
zum Leben reissen seine harten Hände
gewaltsam auf. Auch die verborgenste,
zu der kein Träumer je die Wege findet.
Wir finden sie. Lernt so wie ich
vom Tod das Leben!

Schweigen, langsam

Mitten im Tode sind wir erst im Leben!
— — —
Zu manchem kommt das Leben vielgestaltig
und neu und noch einmal mit heimlich süsser Lust —

Hildegard

Nicht mehr — nicht mehr —

Johann

Zu manchem kommt dann nur mehr seine Tiefe.

Hildegard

Nur seine Tiefe? Ich versteh' Euch nicht —

Johann

Wenn Ihr mich nicht versteht, dann wird es kommen in der Gestalt der Lust.

Hildegard

leise

Und saht Ihr seine Tiefe?

— — — — — —

Johann

nickt

— — — — — — — —

Johann

In einer Aufwallung des Gotterkennens.

*

Johann

allein

Wirken zu müssen unablässig, ewig —
nicht einen Augenblick mehr vor mir sehn,
in dem ich ruhen werde still und wohlig!
Und so entfremdet meiner Wesenheit!
Denn unser Geist ist Ruhe. Um ihn formt die Welt,
die haltlos, heimatlos, nie ruhende,
den Leib, der ihn mitreisst in die Bewegung.
Und Ruhe sucht der Geist und findet sie
niemals, so lange er gebannt
am Blutstrom stehn muss, dürstend in die Tiefe.

*

Eine Halle.

Kastellan

Hier unter uns liegen die Gräber des Geschlechts.

Johann

als Bischof

So gehen wir ob ihnen nur getrost.
Denn leicht ist unser Fuss. Er drückt sie nicht.

Spiegelscene

ein Fragment

OTTO FALCKENBERG
zu eigen

Phantastisches Gemach, matt erleuchtet. Rechts eine offene Thür, in die eine hell erleuchtete Wendeltreppe mündet. Ihr genau gegenüber ein sehr grosser Spiegel, vor ihm eine Stufe. Ghino, ein Philosoph, allein, über einen Folianten gebeugt.

Ghino

Uraltes Buch! wie Blick des Sterbens trifft
aus deinem Staub mich die zerfallende Schrift.
So ringt der Geist aus dem zerstörten Leibe,
den nur der Seele ewige Kraft noch hält,
aus Engen in die unsichtbare Welt.
Zerfalle, Buch! Staubwolken, weht um mich!
Der Stern, der nie von meiner Seite wich,
so weit ich mich auch von ihm losgerungen,
sein Wandelgang ist auch durch dich erklungen.

Der Erde schwebendes Gewicht
hängt schwer wie Zweifel auch an deinem Worte.
Bildloser Träumer an der letzten Pforte —
wie gross dein Blick aus deinem Buche bricht!

auf der Treppe ein Page

Was suchst du?

Page

Herr, verzeiht! Den Prinzen —
man sagt, er sei bei Euch. Er ist nicht mehr
im Kreise seiner Zecher —

Ghino

Trägst du nicht
des Herzogs Tracht?

Page

Ja, Herr! mich schickt der Herzog.

Ghino

Sprich, wie befindet sich der Herzog?

Page

Schlechter.
Ich soll den Prinzen eiligst zu ihm rufen.

Schweigen

Ghino

Das ist unmöglich jetzt. Verweile
bis zu gelegner Zeit mit deiner Botschaft!

Page

Ich darf nicht, Herr!

man hört Tritte

Ghino

stummes Spiel

Er kommt. Geh' ihm entgegen!

Page ab nach rechts. Man hört oben auf der Treppe:

Page

Herr!

Prinz

mit trunkner Stimme

Schon wieder du? und in der mürrischen Tracht
des Herzogs! Schweig! Ich will nichts hören!

Page

Mein hoher Herr, es ist des Herzogs Wunsch —

Prinz

Mir jede Lust und Freude zu verderben.
Und mein Wunsch ist es, alles froh zu sehn —
auch dich, mein Bürschchen! Kleide dich nur hell
und kränze deine faltenlose Stirn.
Ich will dich Bruder nennen dann. Jetzt geh! —
Und hörst du! lauere mir nicht wieder auf! —
Du bleibst und sperrst den Mund auf? Hast du Durst?
Hier trink' aus meinem Becher — — — siehst du
— — — so —
Trink' aus! — — Das ist nun ein entseelter Körper
und rollt wie du und ich und wie wir alle
die grosse Treppe rasch hinab. Geh fang' ihn!
Ich schenk' ihn dir. Kein Wort mehr! Geh!

Klirren, Schritte abwärts. Prinz, bleich, kranzgeschmückt, tritt auf; stumme Begrüssung.

Prinz

den Spiegel gewahrend

Wer kommt mir dort auf meinem Weg entgegen?

Ghino

Der, den du kennen solltest und nicht kennst,
den du zu sehn in deinen Träumen brennst
und immer übersiehst auf deinen Wegen.

Prinz

Der sonderbarste Kerl, den ich sah!

Ghino

Geh näher hin!

Prinz

Ich bin ihm nah
und will ihn doch erst aus der Ferne sehen.

Schweigen

Sein Wuchs ist schlank und frei. Der Körper trägt
den Kopf nicht nur; er dient ihm, stets bewegt,
deutlich nach einem innern Bilde,
das immer unverletzt sich durch die wilde
Schar seiner Traumgestalten schlägt —

Ghino

Geh näher hin!

Prinz

langsam gehend

Und nun verliert mein Blick
— wie brünstige Beter über Gott die Welt —
im Nähergehn den Leib, der mir bestaubt

und ganz bescheiden jetzt nur noch das Haupt,
nach dem ich spähe, hoch entgegenhält.

langes Schweigen

Und eine Hand seh' ich, den Kopf zu stützen
gewohnt — — — und bleich,
als müsste das Haupt sie sonst benützen,
nach Gott zu tasten in seiner Tiefe,
in seinem fürchterlichen Reich.
Der Ring, an dem Steinsterne blitzen,
macht sie dem Himmel der Nacht so gleich,
als ob sie nur am Tage schliefe
und in der Nacht den Händen der Toten riefe —
solche Hände sind immer so bleich — — —
Es hat eine Hand in sie gepasst.
Die ward kalt in ihr und ist erblasst.
Seitdem hat sie nur noch tote Dinge gefasst —
Becher und Krüge - - —

er lacht

Ghino

Siehst Du nicht mehr?

Prinz

Ich seh', an dem Haupte trägt sie schwer,
sie liebt es, das ist die schwerste Last —

langes Schweigen, mit veränderter Stimme

So seh' ich aus. — Und kaum vermag der Rausch
auf meinen Wangen flüchtigen Farbentausch
statt dieses eisigen Weiss hervorzubringen.

Der violette blasse Blütenkranz
wird über meiner Stirn zum Farbenglanz,
den meine Augen voller Durst verschlingen.
Und eine Krone sollte dieses Haupt,
des Haar von all den Blütenglocken
noch weiss und duftumstaubt —
berühren?

schüttelt wehmütig den Kopf

Durchsichtig werd' ich, selber fast wie Glas.
Dass ich das wurde, musste manches schwinden —
seit mich zu mir erfasst der erste Hass,
trug mich der Rausch in seinem Arm, den Sünden.
Lass!
Was kann der Spiegel sonst mir noch verkünden?
Denn ich weiss,
wenn ich vom Rausch der letzten Wochen wach,
der mich so wie der Hengst den toten Feldherrn trug
und all mein innres Graun in Träume schlug,
bin ich sehr schwach. —

Schweigen

Und wenn ihr Starke einst und Schwache sichtet,
ich war nie stark,
ich habe mich zur Kraft emporgedichtet,
die sich in meinen Träumen barg.
Und sieh, ich lache meines tiefen Falles,
denn dieser Spiegelblick trinkt alles, alles, alles.

Ghino

Geh noch näher hin!
Du warst nicht nah genug.

Du sahst in deinen Haaren noch den Schmuck.
So barg sich dir des Spiegels letzter Sinn.

Prinz

Wozu? Glaub mir, dass selbst bis in des Hauches Nähe
ich doch nur mich in deinem Spiegel sehe!

Ghino

Du fürchtest dich.

Prinz

langer Blick

Ghino

Du ahnst —

Prinz

Wohl mancherlei.

Ghino

Was es auch sei,
hast du nicht Mut genug?

Prinz

lächelnd

Worüber Selbstgefälligkeit und Selbstbetrug
den Mantel einer menschlichen Gestalt
in edlem Faltenwurf zusammenschlug —
das anzusehn — bedarf es dazu Mut? —
— — — — — — —

*

Prinz

Und wenn in dem zurückgeworfnen Raum,
den ich dort vor mir sehe wie im Traum,
ich vor die Brechung deiner Strahlen schreite? —
Warum entfliehst du jetzt und lässt nur Wand
mir gegenüber, die mir nichts verbirgt —
wo eben noch dein flüchtiger Schatten stand?
Nicht dich; dein Spiegelbild verfolge ich;
und eng ist ihm der Fluchtraum dort umzirkt,
in dem es einmal mir zur Seit' entwich.
Ihm folgt mein unsichtbares Spiegelbild,
sich eifrig, ganz wie ich, gebärdend —
und immer schneller, immer wilder — —
nun stehn die beiden Spiegelbilder,
meins dir und mir das Deine sichtbar werdend.

Ghino

Ich bin dein Freund. Was soll das Spiel?!
— — — — — — —



Ghino

Dein Leben flog, um seiner Achse Rad
vorwärts getrieben, manches Jahr dahin.
Durch ein sich öffnend Sein brach es sich Pfad
und überlud, nicht wissend, sich mit Sinn.
— — — — — — —



Prinz

Nimm nackt die Dinge, wie sie sind!
Wir sind nicht Freunde. Uns hat nur ein Wind,
der uns aus Staub zu kurzem Tanz erschuf,
vereint. — Vielleicht, weil eines Rosses Huf,
ein Wagen auf dem Weg uns beide hochgewirbelt.
Nun treiben wir demselben Graben zu,
wo wir im Gras verwehn zu gleicher Ruh.

Das Tagelied

JULIUS WAHLE
zu eigen

Personen: Burkhard, ein Ritter, Gertrud. Scene: Graue Nacht in einem gotischen Burggemach. Burkhard am Kamin im schweren Lehnstuhl. Gertrud in Nachtkleidung auf dem Bette.

Gertrud

Burkhard! Burkhard! —
Da sitzt er nun leibhaft wie König Traum.
— — — — — — —
Burkhard!

schmollend

Hast neben mir du noch für Träume Raum?

Burkhard

Ich träume nicht.

steht auf

Es muss zum Morgen gehn.
Mich friert.

Gertrud

leise

Doch ist noch tiefe Nacht —

Burkhard

Die Stunde, wo der Reif fällt, mag es sein.
Ich habe halb geschlummert, halb gewacht
und nach dem Mondessinken nicht gesehn.
Die kalte Herbstnacht schlich sich tastend ein,
das eisige Dunkel hat mich aufgeschreckt.

Gertrud

Ist im Kamin noch Glut?

Burkhard

Nur halb verbrannt.
Ein kleines blaues Flämmchen leckt,
ohne zu zünden, noch an feuchtem Scheit.

Schweigen

Von Sternen schwärmen wir und Ewigkeit.
So wird es gehn, bis uns dein Mann entdeckt,
Nacht für Nacht —

Gertrud

erschreckend

Horch! hörst du nichts?
Huschte dort nicht das Zittern eines Lichts?

Burkhard

ist ans Fenster getreten und schüttelt den Kopf

Unsichres Zwielicht. Noch ist niemand wach.
Der Steinkopf trägt sein armhoch Erkerlein
mit dem Kapellenlicht als Heiligenschein
und träumt tief in des Abhangs Wurzeldunkel.

Gertrud

Sonst ist kein Licht?

Burkhard

Nur vorn am Dach
steht schon des Morgensterns umwölkt Gefunkel.

kommt zurück; Schweigen

Gertrud

zagend

Sein Wort war gestern rauh, sein Auge kalt.
Stets war mir so, als thät er sich Gewalt —

Burkhard

So ahnt er endlich?

Gertrud

Fürchtest du das nicht?

Burkhard

Du sagtest davon nichts, als ich im Nachtgrau kam.

Gertrud

Als mich dein Arm in seinen Frieden nahm,
versank die Furcht wie Dunkelheit im Licht.
Lang vor mir schlief sie ein in früher Nacht —

ängstlich

Jetzt in dem Frösteln ist sie mit erwacht.

schnell

Ich bitte dich, sieh noch einmal hinaus!

Burkhard

ruhig ans Fenster gehend

Noch steht das Haus
ganz in des Waldes tiefem Schattensee,

von Schlaf durchflutet, daraus Lust und Weh
mit wunderbaren Kräften wiederkehren.
Dort rührt der Wald in seiner ragenden Nähe
mit einem Astarm an den Rahmenstein
des einzigen Fensters, das ich sehe.
Doch in die Blätter fällt kein Lampenschein.

Gertrud

sich besinnend

War's denn nur Traum? Ich hörte Horn und Huf
und dann langhallend von den hohen Zinnen
des Wächters klaren Morgenruf —

Schweigen

Es graut. Wie rings um uns die Schatten schon
zerrinnen.

Burkhard

Ja! sie zerrinnen. Doch nun werden wir
zu Schatten, die des Tags Beginnen
fröstelnd erwarten — — hier und — hier! —

deutet schwer auf sie und sich

Gertrud

Noch ist's nicht möglich, dass du durch die Schlucht
zum See hinab —

Burkhard

Nein! Ohne Fackel nicht.
Im Bach, der durch des Tobels Felsen bricht,
brauch' ich mehr Dämmrung, mich hinabzuwinden,
oder den Mondschein oder sonst ein Licht.
ich will nicht stürzen. Das wär' nicht die Frucht,
die reifen soll aus unsern süssen Sünden.

Gertrud

Du sagtest mir in tiefer Nacht
— heiss funkelnd hat dein Auge gelacht —
dass wir uns rüsten sollen heut zur Flucht? —

Burkhard

schwer

Zur Flucht wohin? Da wir sie ausgedacht,
ging sie ins unermessne Reich des Traums.

schüttelt den Kopf; dann leise

Am letzten Feldeck Eures Waldessaums
sollte mein Diener morgen Nacht
mit meinen beiden Rappen halten —
Soweit wohl ging's. Doch dann: wohin?

zuckt die Achseln

Nur Nachts haben die Träume Sinn
und glühn

rauh

bis sie im Morgen rasch erkalten.

Gertrud

verzagend

Der Morgen ist so rauh.

Burkhard

heftig

Es wandelt uns das Morgengrau,
bis wir zu Leibern schwer zusammenrinnen
aus der Unendlichkeit der Nacht.

Schweigen; sich umsehend

Wie eng geworden ist der Raum,
drinn die Berührung endlos weiterklang,
der unaustastbar uns umschlang
und den wir doch erfüllten mit dem Traum.

Schweigen

Was in des Dunkels Purpur lebt,
ist als ein grauer Schatten uns entschwebt.

Stille

Gertrud

Du lasest Nachts —

Burkhard

nickt

Gertrud

ich hörte leisen Fluch —

Burkhard

nickt

Gertrud

Du sprachst und zürntest mit dem Buch.
Ich war halb wach. In den Kaminschein hielt
dein Arm das Blatt, bis es die Glut umspielt'
und es fast Feuer fing. Dann warfst du's hin.

Burkhard

Du sahst das alles?

Gertrud

nickt

Weil ich furchtsam bin,
fragt' ich dich nicht. — — — Was war's?

Burkhard

einfach

Das Märchen von dem morgenländischen Weisen,
den Abend nicht verwandelt und nicht Morgen,
der ihnen stark den Zauberstab entwand,
mit dem sie ihn verwandelt hatten
des Nachts zum Wesen und des Tags zum Schatten
und der nun herrschte weit im Land.
Er zwang die Mächte sich, die ihn erschufen,
er, der nur träumte oder nur gewacht,
und der nun über Licht und Nacht
stetig hinanstieg, wie auf steilen Stufen
zur Macht. —

langsam und schwer

Wer solches Weisen Kraft gewinnt —

Gertrud

Du sorgst um Dinge, die nicht wirklich sind.

Burkhard

Und sah ich uns nicht schon zu Pferd heut Nacht,
wie ich herüberritt im Abendwind?
Schon prüft' ich meine Pferde, wie geschwind
sie jagen können, für so süsse Last.
Und doch war's nur ein Traum, der mich erfasst.

Gertrud

angstvoll innewerdend

Auch meine Träume löscht der Morgen aus —

Burkhard

Süss ist allein die Nacht,
wo wir vom Schlafe aller Menschen leben,
der zauberhaft in uns zum Traum erwacht.

Gertrud

mit grossem Blick

Ich glaub', am Tage löscht auch unsre Liebe.

Burkhard

Am Tage trüg' ich lachend deinen Tod.
Auf morgen Nacht!

Gertrud

plötzlich innig

Bleib! noch ist Dämmrung.

Burkhard

hinausweisend

Schon ist Morgenrot.

Langer Hornruf. Gertrud ist aufgesprungen und ans Fenster in das schwach hereindringende Rot getreten. Burkhard versinkt in ihren Anblick. Es beginnt der um die Zinnen wandelnde Gesang des Wächters.

Stimme des Wächters

Die Höhen glühn ringsum im Land
über morgenroten Thalen.
Du Trostburg über der Berge Rand,
lass sinken bis in des Seegrunds Sand
das Leuchten deiner Strahlen!

Gertrud

Sie beten, wenn der Wächter singt.
Und du musst fort sein, eh das Lied verklingt.

Burkhard

schüttelt den Kopf, indes Gertrud vor Angst und Ungeduld zittert

Gertrud

Burkhard, ich fleh' dich an.

Stummes Spiel

Stimme des Wächters

Aus deinen Wolkenthoren bricht
ein Meer, das rings uns badet,
und aller Glocken Stimme spricht:

fernes Läuten

Du hast uns, Herr, mit deinem Licht
oh überreich begnadet.

Gertrud

Du gingst sonst immer, eh' der Tag anbrach.

zitternd

Es wird jetzt gleich im Schloss lebendig werden.

Burkhard

sehr langsam

Du leuchtest so. Sinnst nicht dem Traum mehr nach
von unsrer Flucht? Der uns im Grau zerbrach?
und dennoch unser höchstes ist auf Erden?

Gertrud

Ich zittre, Burkhard. Denn man muss dich sehn.

Burkhard

So hilft nur Flucht. — —

plötzlich und siegend

Mein Diener harrt mit meinen besten Pferden
schon heut.

Stimme des Wächters

entfernter

Nun löse, was in finstrer Nacht
uns Aug' und Sinn bedrängte
und was der Böse ausgedacht,
im Traum uns hat ins Herz gelacht
und tief darein versenkte.

Gleichzeitig hiermit

Gertrud

Ich fürchte mich.

Burkhard

Die Leiter hält.

deutet zum Fenster hinaus

Wir gehn im Grunde bis zum Waldessaum.

Gertrud

voll Angst

Und wenn im Tageslicht dein Traum zerfällt?

Burkhard

jubelnd

Fest wie mein Turm, Weib, ward mein Traum!
Ihn bauten Nacht und Sonnenlicht.

volle Sonne

Gertrud

in seine Arme sinkend

Burkhard!

Burkhard

Nur schnell! Schon steigt das Licht.

Gertrud

rafft Mantel, Spangen, Gürtel, Barett zusammen und windet sich die Haare auf

Stimme des Wächters

näher

Und lass, was sich in Nacht geplagt,
gebebt in seinen Sünden,
was eigner Schuld sich hat verklagt
und nun sich nicht zu Dir, Herr, wagt,
den Weg zum Lichte finden.

Gleichzeitig hiermit

Burkhard

Genug! genug!
Nur winde in die Haare noch den Schmuck
aus jener Nacht!

geschieht

Stimme des Wächters:

ferner, aber bis zum Schluss deutlich

Wir haben tief uns ausgeruht
von Mühsal und Beschwerden.
Lass uns in deiner reinen Glut,
Allmächtiger, wieder Fleisch und Blut

verklingend

aus Schattenträumen werden.

Gleichzeitig hiermit:

Burkhard steigt aus dem Fenster und hebt Gertrud vorsichtig nach. — Man sieht im roten hellen Licht noch Gertruds Hand und Arm hoch am steinernen Fenstermasswerk. Sie gleitet jetzt den steinernen Mittelstab herab, hält einen Augenblick und verschwindet.

Eingangsworte

zu Schillers Demetriusfragment*)

BERNHARD SUPHAN
zu eigen

Eine in Purpur gekleidete Frauengestalt, mit lorbeergeschmücktem Haupt, in der Linken eine medusenartige tragische Maske haltend, tritt aus dem geteilten Vorhang.

Uns engt der Tag. Doch ruhig trägt die Nacht
die Sterne, die in seinem Meer versanken,
vor uns zurück. Verlöscht ihn sacht
und hört in euch das Rauschen der Gedanken,
das sich mit dunkler, lichtbefreiter Macht
aus seines Ufers überspülten Schranken
ergiesst und mit viel Wellen euch durchbebt,
bis ihr in eurem tiefsten Innern lebt.

Und lebend tretet unserm Spiel entgegen,
des mächtiger Atem vor euch steigt und sinkt.
Nur wenn ihr mit des eigenen Herzens Schlägen,
was wir beginnen, in euch selbst vollbringt,
fühlt ihr bewusst lebendige Kraft sich regen,
bis ihr mit uns in jenem Rhythmus schwingt,

*) In älterer Fassung zum ersten Mal gesprochen im Grossherzogl. Hoftheater zu Weimar am 9. Nov. 1901.

den wohl die Sinne deuten als die Zeit,
und der uns doch erfasst wie Ewigkeit.

Der Dichter ist ein gütiger Gott. Gestalten
umringen ihn: er löst ihr Erdenkleid;
und ihre staubbefreiten Seelen halten
Masken, mit tiefem Schmerzenszug geweiht,
rings vor die Nacht, wo sie zu Erz erkalten.
Wie Sturmwind fährt aus ihrem Mund das Leid,
und durch die leeren Augenhöhlen sehn
ihn Sterne an, die weit im Ewigen stehn.

Der Dichter, den ihr ehernes Antlitz küsst
mit starrem aber glockentönigem Mund
und dem aus ihrer Augen ruhigem Rund
der Blick der Ewigkeit begegnet ist,
sieht durch den schwanken Schein den stillen Grund,
durchs Leid die Ruhe wie ein Traumgelüst.
Es rollt in seinem hingebannten Blick
zur Tiefe jedes menschliche Geschick.

Wir heben ein Gewebe vor euch auf,
das aus des Meisters Hand unfertig fiel:
eines Geschehens unterbrochnen Lauf.
Der Fäden fehlen viele, die vom Ziel
sich rückwärts flechten zum Beginn hinauf,
mit Schicksalssinn durchwirkend buntes Spiel;
wie erst die Zukunft, wenn ihr Blick uns streift,
die Gegenwart mit vollem Lichte reift.

Und dennoch wisst: ein Bruchstück ist es nicht!
Nur was in unsichtbarer Welt vollendet,
drängt hier gestaltet langsam sich zum Licht.
Euch ist nur das Geschaffene zugewendet;
doch mir auch jenes, das noch Nacht umflicht.
Erfasst es, wie es in sich selber endet,
als einen Schatten, der im Licht ertrank,
verschwindet und doch ist, wo er versank. —

Die Zeit ehrt, was sie unvollendet fand,
hebt es, dass es zurück ins Ewige reift,
doch nicht beendet wird von Menschenhand,
was nur die Hülle nicht hat abgestreift.
Was unvollendet, ist der Zeit verwandt,
die uns wie Rausch mit Schmerz und Lust ergreift. —
Ihr glaubt, ein Spiel nur wird vorüberschweben.
Doch seht — der Vorhang teilt sich vor dem Leben.

Sie teilt den Vorhang und schlägt ihn abgehend auf der rechten Seite vor der Reichstagsscene zurück.



III

KOENIGSMAERCHEN

Grotesk sind unsre Schatten am Gewölbe,
durch das wir gehen. Höher nimm dein Licht,
dass sie verschwinden in des Ganges Tiefe.



Das Schwert

LEO GREINER
zu eigen

Eine Frauenbüste, nackt. Schwellend rollt
das Haar hervor unterm Federhut
auf die Schulter, darauf es geringelt ruht —

das ist ein Schwertgriff und ganz von Gold.
Das Schwert dazu ist ellenlang,
sein Stahl wie eine Elfe schlank
und funkelblank.
Heldenhände mussten es führen!
Dann hat es geblitzt in der weststurmwilden,
rauschenden Schlacht in den Kampfgesang
und rollte dumpf auf stumpfen Schilden:
heut klirrt es rostig bei jedem Berühren.

*

Rauschend im Herbstwind liegen die Hügel.
Ferne Dörfer Grüsse tauschen
glockentönig . . . glockentönig . . .
Durch das feierlich freie Rauschen
reitet ein alter Märchenkönig,
auf dem Stahlhelm die steilen Habichtsflügel;
es klappt sein plattenbesetzter Zügel,
es klappt das Schwert mit dem Frauenbildnis.
Und um ihn rauscht des Waldes Wildnis.
Eisern sitzt er im Sattel, versteint.
Sein graues Auge, das nie geweint,
loht in verkohlendem Brand.

Herbstland, Märchenland —
wie die Kronen wogen und wiegen,
wie sich die raschelnden Pappeln biegen!
Und wo das Wehen niedersinkt,
wie über die Felder die Windwelle springt!

Leise hält der König sein Ross.
Weit drüben liegt ein weisses Schloss
aus Marmor. Von der Sonne gebannt,
schwebt es gleissend hoch im Land.
Hohnlachend schlägt der König ans Schwert,
aus des Kopfes Augen ein Blitzen fährt —

Seine sehnigen Arme recken sich
in die Zügel. Im Wind weht sein eisgrauer Bart.
Seines Rosses Hufe strecken sich,
und fort geht die herbstliche Königsfahrt . . ,

Vorbei am schwarzen Schilfmoorteich
trabt er nach Haus. Wo das Thal sich weitet
vor seinem felsigen Königreich,
liegt die steinerne Feste hingebreitet.
Sie hebt sich aus einem grünenden Wall
steilturmig.
Mit dröhnendem Hall
reitet er ein. — Rings kein Vasall. —

Ein Knecht führt den Hengst in den hohen Stall;
und auf die Rampe einsam steigt
der König, darunter dichtverzweigt
ein Ahorn steht;
und er starrt in den Blätterfall,
der still hinter windschützender Mauer
mit leisem Schauer
von allen Aesten weht . . .

Doch des Abends steigt Furcht auf des Königs Stirn.
Gespenstisch glänzt Mondschnee vom Bergesfirn,
verkohlt und tot
ragen schwarz die verbrannten
Alpenkanten
ins erloschene Abendrot.

Scheu traben Reiter hervor aus dem Thor
und verteilen sich auf den schweigenden Wällen,
die Fesseln der Pferde in Wallgraswellen.
Die schweren Zugbrücken rollen empor,
Riegel klirren kreischend vor —

und hinwieder blitzt es am Speer und am Sporn.
In die Ausguckluken mit grossem Horn
steigen Wächter in Mänteln und Stahlkapuzen.
Die Wache hört man die Waffen putzen.
Und Wasser rauscht in den Grabengrund.
An den Steinblöcken innen im Mauerrund
werden unsichtbar Fackeln in Ringe gesteckt;
ihr hellaufflackernder Widerschein leckt
hoch an Giebel, Altan und Erker;
als verglüh' es im Brande,
steht das Schloss, ein flammender Kerker,
einsam über dem schweigenden Lande.

Schatten und Lichter sind ungeheuer.
Oben im höchsten Turmgemach
ist das Licht der Königsampel noch wach
wie ein Funken über dem grossen Feuer.
Ob auch sein ganzes Heer um ihn wacht,
die Ampel brennt die ganze Nacht.

Und oft der König im Traume schreit.
Wie Nachtwind in eisigen Felsen gezeugt,
wenn er fährt über die Ebene weit,
des Riedgrases Halme beugt,
so beugt der Sturm seines Seelenschrei's
die Reiter, dass sie zusammenschauern,
und tiefer in ihre Sättel kauern.
Ihre Panzer klirren wie Eis.

Die Lanzen in ihren Armen schwanken,
fröstelnd zittern der Rosse Flanken.
Und von des Königs Traumgedanken
keiner weiss . . .

*

Vor Jahren. —
Die jetzt seinen Thron umstehn
mit gefurchten Stirnen und grauen Haaren
und den schweren Schritt des Erfahrnen gehn,
waren blühende Kinder und pflückten am Rain
blühende Blumen im Sonnenschein.
Ihre Grossväter, stark und alt,
Helden, von weissem Bart umwallt,
standen damals um den Thron —
und jung war der lachende Königssohn.

Um des Nachbarkönigs Töchterlein
hatt' er geworben. Und da er ging
und sein Jägerauge die Fliehende fing,
wurde sie sein,
und er trug von ihr einen blitzenden Ring.
Und in kurzem sollte die Hochzeit sein.

Da stieg er eines Tages zu Berge,
in seines Reiches felsigstes Land,
wo seit Alters die Zwerge
Waffen hämmern mit kundiger Hand.
Am Morgen ist er zurückgekehrt.
Auf beiden Armen bracht' er ein Schwert.

Am Tage darauf
sagt' er dem Nachbar die Freundschaft auf,
und der Braut sandt' er den Ring zurück.
Als ihn die Grossen des Landes fragten,
sank auf den goldenen Griff sein Blick,
und er sprach, als ob nur seine Lippen es sagten:
„Geschmiedet hab' ich mir mein Glück."

Der Nachbar hat den Krieg erklärt.
Da prüfte der König das seltsame Schwert,
und es hat sich bewährt.
Die Waffen lärmten, das Heerhorn schrie.
Das Schwert sang einförmige Melodie,
es sang sie dem Hörer dumpf ins Ohr,
ein Brausen
und Sausen
und ein Schlag dann, als schliesse ein schweres Thor.

Aber jetzt, was jetzt?
Männer und Pferde sind abgehetzt,
Der König nur sitzt wie der eherne Wille
zu Ross. — — Plötzlich furchtbare Waffenstille —
die Sterbenden hört man stöhnen am Grund —
der König liess Zaum und Zügel fallen,
fasst sanft mit beiden Händen sein Schwert,
die Frauenlippen sich zugekehrt,
und drückt sie küssend an den Mund. —
Und so sprengt er, hochragend vor allen,

jauchzend auf zügellosem Pferd,
dem keiner wehrt,
weil lähmender Zauber in alle fährt,
in den Feind . . .

Seitdem ist er an jedem Tag
in das besiegte Land geritten,
bis mitten
das Schloss des Feindes vor ihm lag,
das stille Marmorschloss,
drin die, um die er geworben,
die manche Thräne um ihn vergoss,
nun längst als weisse Greisin gestorben.

Und nimmer liess
der König das Schwert von der Seite.
Und es hiess,
wenn er dem Schwert gelöst die Kette,
dass er ihm nachts ein Lager bereite
neben sich auf dem seidenen Bette.

*

In der einsamen Ebne, die Nachttau feuchtet,
halten drei Reiter am Meilenstein.
Fern leuchtet
des Schlosses nächtlicher Schein,
des Flamme über die Wälder wallt.

„Der König ist hundert Jahre alt
und hat keinen Erben
Und will nicht sterben.“

„„Seine eiserne Härte soll er büssen,
wenn uns die Männer als Könige grüssen.““

‚Könnten wir nur in das Schloss hinein,
sollt’ ihm das Sterben so schwer nicht sein!’

„Aber wie?“ —‚ Du musst seinen Pagen bestechen,
ihm deine schöne Tochter versprechen;
Ihr Goldhaar macht ihn uns zu eigen.
Nachts soll er leise zum König steigen,
wo die alte Eule ihr Nest hat, und klopfen
— sachte, wie fallende Tropfen —
es geht ein dunkles Gerücht im Land,
Nachts sei des Königs Schwert gebannt
von Geistern, die kommen um Mitternacht —
am Fenstervorhang sah man oft Schatten,
das kommt uns zu statten.
Wenn der König vom Klopfen erwacht,
wird er öffnen —
und dann — ein Dolch ist schnell.’

„Heut ist der Schein da drüben so grell!
Gut — Morgen!“ Handschlag. Die Männer reiten
auseinander, fröstelnd, Gestalten zur Seiten.

*

Wieder ist es Abend geworden.
Des Lichtes letzte Welle brach
sich drüben hinter den steinernen Borden
und flutet zurück — der Sonne nach.

Nacht. Im Thal rauscht der schwarze Tann.
Wieder breitet sich schwerer Bann . . .

Durchs Dunkel steigt der König hinan,
es wachsen unsichtbar die Stufen;
und dann und wann
liegt's ihm im Ohre wie ein Namenrufen.
Die Tiefe des Turmes sinkt nach und nach —
jetzt steigt er vor sein Schlafgemach.
War es nicht wie Flügelirren?
Fledermäuse oder — Worte — —
schwere stählerne Schlüssel klirren,
schwer öffnet er die eiserne Pforte.

Langsam, als lass' er sich rufen,
fliesst trüber Ampelschein
über die obersten Stufen,
die Wand entlang, in den Turm hinein —
der König tritt ein;
still, als ob er Heiliges berühre,
schliesst er von innen die goldene Thüre.

Was soll der Prunk und die Deckenpracht
hier oben für deine einsame Nacht?

Selbst in der Ampel schläfrigem Strahl —
so wunderbar ist kein andrer Saal.
Und so wonnig und warm ist das Doppelgemach,
als klängen Jubelnächte nach —
Und auf dem Tisch ein Mahl und ein Trunk.
Es ist, König, als wärst du hier jung!

Nur die Fenster sind fast wie Gucklöcher klein,
da sieht man hinab in den Fackelschein.
Der flackert im Dunkel dort über dem Bette.

Der König hat das Schwert aus der Kette
gelöst. Er drückt es an seinen Leib,
küsst es, als durchschaure ihn Lust,
und ruft: „Werde Weib! Werde Weib! Werde Weib!“
— — —

Ein Weib liegt an seiner Brust.
Langsam in seinen starken Armen
lässt er sie zum Leben erwarmen.
Schon glüht ihr junges, schönes Gesicht,
Träumend schlägt sie die Lider hinauf,
lacht und drängt sich an ihn dicht,
fängt mit dem Blick seine Küsse auf.

Und sie spricht an ihn geschmiegt:
„„Lass mich nicht
des Morgens wieder zum Schwerte werden!
Alle Feinde hast du mit mir besiegt.
Immer noch seh ich die Todesgebärden.

Weisst du nicht, wie der Hammer klang
zum verheissenden Schwertgesang?
Lass mich immer bleiben dein Weib,
gieb mir auch am Tag einen Thron!
Fruchtbar wird dann mein Leib
und ich gebäre dir einen Sohn.""

„Weisst du nicht, wie der Schwertgesang
weiter klang — —?
Wenn dich ein Knabe küsst, dass ich sterbe?
Und küssen wird dich mein Erbe!
Lass! — Was ist uns der Tag? — Nächte sind tief
und voll.
Und nun keinen Groll!
Bin ich denn alt?!"
Jugend rinnt durch die ganze Gestalt. —
Sie wendet sich. Und leise, schweigend,
die thränennassen Blicke neigend,
geht sie, Oel auf die Lampe zu giessen.
Aus goldener Schale lässt sie es fliessen,
dass das Lichtchen flackt.
Der König löst Ringe und Schnallen,
lässt den staubigen Mantel fallen
und setzt sich zum Mahl.
Und sie trinken beide aus einem Pokal . . .

Der Vorhang ist lange schon vorgerauscht
vor des Königs Lager. Das Zimmer lauscht.
Ihre leise Stimme spricht:

„„Ich fühle dich wie zum ersten Mal,
da wir hinabgezogen ins Thal
vor Jahren.
Ich spiele in deinen blonden Haaren
und seh dich so jung!““
Und seine junge Stimme spricht:
„Ich bin ja jung!
Oder bin ich es nicht?
Lass den Vorhang!“ Er küsst sie. „Kein Licht, kein
Licht!“ —

Und lange Stille. Des Königs Stimme
spricht, als ob drin ein Leuchten glimme:
„Der Traum ist mir furchtbare Wirklichkeit.
Wenn ich dem Tag zu dir entronnen,
ist er mir im Wachen so weit.
Aber der Traum öffnet heimliche Bronnen,
Sonnen muss ich sehen, Sonnen
und Leid.
Wenn dann im Traum meine Seele schreit,
wecke mich!“ —
Stille. — Jeder Laut erstirbt. —
Das Licht der Ampel zirpt
von Zeit zu Zeit.
Dämmernis webt in dem stillen Raum.

Da schreit der König auf aus dem Traum.
Er hält sie mit beiden Armen umfasst:
„Mir träumte, du wolltest zur Sonne zurück,
woher du gekommen, mein Stern, mein Glück!

Hörst du, das darf nicht sein!“
Sie küsste ihn leise auf den Mund
da fiel von ihm seine Seelenlast,
da wurd’ er von seinem Traum gesund
und schlief wieder ein.

Leise zittert sein Schrei noch nach
in ihr. Sie liegt lauschend wach.
Ihr ist, als hör sie die Zeit vertropfen —
sie wird noch wacher — — sie hört ein Klopfen.
Leise, um nicht den König zu wecken,
schlüpft sie aus ihren weissen Decken
und schleicht zur Thür. Wie im Bann
fasst sie das Schloss und rührt daran.
Da fährt es auf, und ein Zugwind geht.
Wie angewurzelt der Page steht
mit dem Dolch vor ihr . . .
er will ihn zücken . . .
da fasst sie ihn um Brust und Rücken,
um ihn zu halten. In ihre Augen
starrt er, als wollt’ er sich fest dran saugen.
Sie klammert, als müsse sie ihn zerdrücken.
Glühend fühlt er ihren Leib —
in seinem Leben das erste Weib,
ihre nachtwirren Haare sieht er wallen —
jetzt beugt er die Lippen auf ihren Mund
und küsst sie wund — —
und klirrend lässt er das Messer fallen.

Da schallt ein Schrei vom Lager her;
den Vorhang zerreisst eine zuckende Hand;
und ein gläsernes Auge, wie ausgebrannt,
starrt auf die beiden schwer und leer.
Dann aus des Königs Rachen fährt
der Fluch: „Werde Schwert! Werde Schwert! Werde
Schwert!!"

Da steht der Page — einst arm und klein,
Noch selig, als dräng' er im Himmel ein,
und schon ein Mann aus Stahl und Stein.
Er hält mit beiden Händen das Schwert;
und er schultert den Griff; und blitzschnell fährt,
an der Rippe kreischend, das Königsschwert

in des Königs Brust.

Dann fasst ihn Schauer.
Von Blut bespritzt,
auf das Schwert gestützt
steht er über der Leiche in tiefer Trauer . . .

Die drei Reiter harren im Nebelschein.
Er wird des Verschwörers Tochter nicht frein.
Aber König, König wird er sein. —

Der Wächter

GUSTAV FALKE
zu eigen

Auch in die Traumwelt, die das Märchen schafft
mit ihrem Duft und stillen Wunderschein,
ragt oft, gereckt von tieferer Kraft,
ein Felsen Wirklichkeit hineiu . . .

Der Wächter schreitet vor dem König her,
und seine Augen flammen ins Gedränge.
Er überragt das Volk um Haupteslänge;
sein rauher Eisenschritt klirrt schwer —
und auseinander klafft die Menge.
Auf seiner Schulter, ruhend wie zur Wehr,
spiegelt sein nacktes Schwert das Kriegsgepränge.
Dann unterm roten Baldachin,
den Reiter tragen, folgt ein weisses Pferd.
Drauf sitzt der bleiche König ohne Schwert —
des Königs Blicke bohren sich in ihn.

Der König hat hinabgesehn vom Turm,
zu dem die Seelen der Gefall'nen fliehn,
als stieg ein Geistersturm
die Mauern hinan.

Der König schrie um Sieg den Zauber an.
Thatlos die Zauberfrist verrann,
als stünde in dem Wächter Widerkraft,
der — gross wie ein eiserner Fahnenschaft,
doch an des Königs Schatten gebannt,
hinübersah ins ferne, blaue Land . . .

Da befahl der König ins Schloss zu ziehn
und stieg von der hohen Zinne herab.
Und die Reiter hoben den Baldachin,
der dem bleichen König Schatten gab.

Nun setzen sich seine Blicke wie Mücken
auf des Wächters breiten Panzerrücken.
Fern glänzen ihm die Farben ringsumher.
Das Rufen rauscht ihm wie ein fernes Meer,
das Wog' um Woge rollt mit seines Pferdes Schritt.
Er starrt und lauscht nur auf des Wächters Tritt.
Im Geist des Königs glüht ein Zauberspruch —
doch machtlos bricht an jenem sich der Fluch.
Der schreitet vor des Königs Pferd
still durch die Menge mit dem Schwert.

*

Der König ruht in silbergrauem Saal.
An dichtverhangne Fenster fliesst die Stille
der weiten Nacht wie ein verträumter Wille.
Am Saalende atmet ein Flackerstrahl,
der dunkelt und sich wieder neu entfacht
auf seinem hohen Silberständer.
Die Vorhangfalten fallen wie Gewänder
von Schattenriesen in verstaubter Pracht.

Am Lager hockt der Narr. Die bleiche Hand
des Königs folgt den Schatten an der Wand.

Jetzt aus der Ferne wächst ein Schritt,
der näherwerdend bis zur Thüre geht,
dort atemholend stille steht —
es ist, als ob ein Aug' ins Zimmer späht,
als ob etwas den Saal betritt,
als zög' es kalt —
laut wieder weiter geht der Schritt
und verhallt.

Der König horcht gespannt.
Schwer auf des Narren Kopf sinkt seine Hand.
Der Narr erwacht an des Lagers Wand
und grunzt schlaftaumlig: „Euer Wächter!"

Da durch den Saal schallt höhnisches Gelächter.
„Der Wächter, der mein Thun bewacht!
Ich fühle seine Blicke jede Nacht.

Frei will ich sein von ihm.“ „Ja, wenn ihr könnt!“
Verflammt des Königs Auge brennt.
„Der Zauberbücher heilige Siebenzahl
schlug sich mir selber auf, sobald ich sann;
woher erwuchs mir dieser Mann,
der alles das zerstört mit einem Mal?
Das Schloss der Bücher öffnet keine Kraft,
als hielte sie sein blauer Blick in Haft.
Und niedrig flackern nun die heilgen Flammen,
die hoch sonst stehn, mit brandigem Geruch.“

Und wieder glüht in ihm der Zauberspruch,
doch wieder aus der Tiefe wächst der Schritt.
Des Königs wehe Augen wandern mit,
als säh’ er leuchten andrer Augen Flammen.

Er hält; und vor der Stille bricht der Fluch zusammen.

Der König sinkt erschöpft in seine Kissen,
er will schlafen und nichts mehr wissen.

Der arme Narr ist einmal aufgeschreckt;
des Königs Grauen floss auf ihn herab.
Jetzt ist’s noch einsamer; denn, müd’ gereckt,
schläft tief der König wie im Königsgrab.

Noch jetzt aus seinem Traum fliesst Grau’n herab.
Und immer stiller brennt das graue Licht.

Der Narr zu dem schlafenden König spricht:
„Du bist jetzt fern und schützest mich nicht!“

Dann lacht er kichernd: „Der König ein Narr,
kann da der Narr nicht ein König sein?“
Die Diele giebt ein leises Geknarr,
und der Narr schleicht in dem silbernen Schein
zu den Pfühlen, drauf die Kleinodien liegen —
in den Purpurmantel hüllt er sich ein,
seine Schritte wiegen,
die Krone nimmt er aus gläsernem Schrein
— bleich funkelt der weisse Edelstein —
er drückt sich den Reif in die Stirn hinein.
Aus den roten Falten, die schwer sich schmiegen,
holt er den Stab mit Schellen und Bändern,
legt ihn zu den Königsgewändern
und nimmt das Scepter. Sein Auge blitzt —
pst — auf dem schlafenden Schädel sitzt
die Narrenkappe.

Der Narr macht ein weinerliches Gesicht
und mit mückenfeiner Stimme spricht
er zu seinem Gefolge in den Saal:
„Wer unterhält mich? Mein Narr ist eingeschlafen.
Wer kann es von euch, meine lieben Grafen?
Ihr, guter Freund? Versucht es einmal! —
Schlecht, schlecht!
Wie abgeschmackte Sachen ihr sprecht!

Verzeiht, ihr seid zu dumm!“
Der Narr sieht sich nach dem König um.

„Ihr dürft mir meinen Narren nicht wecken!
Dem sei sein bisschen Schlaf gegönnt!
Pst! — Versteckt euch in den Ecken
und seht nicht her! Weil ihr's nicht könnt,
will ich selber mein Narr sein — — —“

Er tänzelt vor das Spiegelglas
und verneigt sich: „Verstehst du Spass,
mein König? Nein? Fürwahr!
Dann bist du der Narr!
Du zeigst auf mich? Ich sei der Narr?
Dann verstehst du ja Spass —
Mache mich nach! So — ganz wie ein König,
ganz wie du selber — —

Weisst du, dass ich dich ganz ergründe?
Von deinen Gedanken kenn' ich jeden
und denke ihn selber. — — Aber, was ich so seltsam finde —
dass wir beide nur einmal reden — — —“

Wie der Narr auf des Spiegelkönigs Krone sieht,
funkelnd ein Augenpaar drüber glüht —
er bückt sich erschreckt, um besser zu sehen,
kaum wagt er es, den Kopf zu drehen —

den Wächter sieht er im Spiegel stehen.

Erst flüchtet er vor, dann schreckt er zurück,
nun wieder vor in den Spiegelblick —
ganz nah am Glase dreht er sich um
und starrt auf den Wächter. Der wartet stumm —
und zitternd trägt der Narr Stück für Stück
alle die Kleinodien zurück.
Er steigt auf den Zehen,
des Wächters Atem hört er dazwischen,
kaum wagt er zu gehen,
wie im Traum kommt er mühsam nur von der Stelle.

Hui! Jetzt kann er zur Thür entwischen —
aber mit leisem, grossem Schritt
kommt ebenso schnell der Wächter mit
und hat ihn hinter der Schwelle.

So. Den armen Narren hält seine Linke.
Seine Rechte langt in den Saal hinein
und zieht behutsam die Klinke
unhörbar ins Schloss.
Jetzt ist der König drinnen allein . . .

Dem Narren graut. Unsichtbar sind jetzt des Wächters
Hände,
kaum sieht er die langen Flurgangwände.
Nur rechts, wo fern der Gang schmal endet
und sich winklig nach Osten wendet,
liegt eines Fensterkreuzes bleicher Schein.

Der Narr mit den Händen im Leeren ficht,
der Wächter schüttelt den armen Wicht:
„Verhöhnst du die heilige Majestät,
pass auf, dass dir's nicht schlimm ergeht!"
Dann lässt er ihn los.
Der Narr ist vor Angst erst regungslos —
dann stiebt er den langen Gang entlang.

Ganz hinten bei der Biegung hält er an,
im Fensterschein schimmert sein Flimmerkleid blank,
er lacht, klirrt und klingelt, so sehr er kann;
dann ruft er hinunter den langen Gang:
„Was kann dir das nützen?
Wächter, bewachst du die Majestät,
so musst du sie vor sich selber beschützen!"
Und fort ist er, wie ein Wölkchen verweht.

*

Stufen. Steile Sonnensäulen.
Hohe Abendfeuer lohen.
Tief am Felsen rauscht die Stadt.

Vor der freien Tempelhalle
steht der König, der dem Heulen
all der Sterbenden vom Walle,
all der Hungernden der Tiefe,
all der schreienden Gefühle
einsam in der Höhenkühle
landesweite Luft geflohen.

Alles Land liegt wie ein Garten.

Und der König will zum Falle,
weil er alle Glut verlor,
vor dem roten Tempelthor
betend seine Kniee beugen,
wie ein todesmüder Fechter.

Still. Die Priester drinnen warten . . .

Wachend vor dem Säulenthor
Schweigen grosse Flügel breitet.
Doch es wehrt dem Schatten nicht,
der lang durch die Säulen gleitet
dort und in die Tempeltiefe
schwindet . . .

Still. Die Sonnenkatze legt
auf das Dach die Strahlenkralle . . .

Rufe drinnen. Aus der Halle
sich ein Marmorschritt bewegt.
Und geblendet von der Sonne
tritt der Wächter
zwischen seine Säulenbrüder.
„Herr, den Priester drin erschlug ich,
weil er vor der Majestät,
die vor seinem Hause steht,
nicht am Thor sich niederwarf,
wozu das Gesetz ihn zwang."

Und der König schaudernd geht
und nickt seinem Diener Dank.

*

Wie von Korn umwogt eine sonnige Gemeinde,
so von Kriegern umwogt ist die Königsstadt,
als wüchsen, eine eherne Saat,
aus zertretenen Aeckern zahllos die Feinde.

„Gold biet' ich, Gold!" von des Thrones Stufen
hat es der König hinabgerufen.

Der Narr, der neben dem Throne hockt,
sieht grinsend den Wächter an und frohlockt.
Der Wächter ballt die Faust wie im Krampf —
dann geht er ruhig vor den Thron:
„Wird dem Feind für seinen Sieg noch Lohn?!
König, entsende heut' mich zum Kampf!"

Des Königs Auge leuchtet auf,
vor Freude die bleichen Wangen brennen.
Er sieht zwei Wege, die sich trennen . . .
Er nickt.
Und nun zum erstenmal
verlässt ihn der Wächter wie ein düster Geschick.
Aber des Schwertes langer, bleicher Strahl
bleibt noch blank in des Königs Blick,
als der Wächter schon längst verlassen den Saal.

*

Dunkles Flammenzauberwort!
Wie verwandelt ist der Saal.
Alle Wände weichen fort
in der Flammen weichem Strahl.
Und der bleiche König steht
unter Flammen, Büchern, Schlangen
in des Zaubers Majestät.
Vögel, deren Flügel hangen,
hocken still auf hohen Sesseln . . .

Und da löst es sich wie Fesseln
in der Feier freiem Prangen.

Heisser Sonne Funkensprühn
fällt in all das Flammenglühn.
Lebende Blumen stehn die Lichter,
weiss durchleuchtet von der Sonne,
still in eigner Flammenwonne —
und der König wird ein Dichter.

Aufgerolltes Purpurtuch,
eine Flamme fasst das Buch.
Klirrend springt das Schloss entzwei,
und die Seiten blättern frei.
Und das Feuer wird zur Schrift,
die des Königs Auge trifft.
Jubelnd starrt der König hin:
deine Flammenkönigin,
die des Sklaven Blick gebannt,
wartet dein im Zauberland. —

An der Wand schaut er empor,
hinter der das weite Morden
stundenfern am Brückenthor.
Wie vor des Gedankens Lauf,
thut sich weit die Ferne auf.
Kalk und Stein ist Luft geworden.
Gross, als stünd' er dicht daran,
lebensriesig ist das Bild,
aber lautlos all das Ringen.

Wirbelstaub deckt dort den Mann,
den sie tot zur Seite bringen,
dessen Leben ungestillt . . .
und sein dunkles Blut nur quillt
aus dem Staub und rinnt heran.

Ha, jetzt stürmt der Wächter wild
mitten in das blut'ge Bild
und starrt weit den König an,
letzte Sonn' auf Helm und Schwert — —

Lächelnd steht der bleiche Mann,
nickt ihm leise zu — und dann
all den Flammen, wie verklärt.

In den Dämmerschatten wacht
dunkel schon das Aug' der Nacht,
und sie steigen höher an
um die Felsen.

Und der König lacht.

Leise stechen seine Augen,
wie um Flammenblut zu saugen,
einzeln in das Herz den Flammen.
Und die kauern klein zusammen
und verlöschen still in Nacht.

*

Der Vollmond senkt sich nach Westen bald;
der Wächter träumt ihm durch das Fenster nach.
Und wieder durch die langen Gänge hallt
sein Schritt vorbei am silbernen Gemach.
Doch schwer und müd' ist heut sein Tritt;
wie schon das Dunkel von den Dächern glitt,
erst ist er spät, bestaubt hereingekommen,
hat rasch sein karges Mahl genommen
und sank zwei Stunden tief in Schlaf.
Als ihn der Mitternacht rostiger Uhrschlag traf,
ging er auf seinen Posten.

Ein grauer Schatten lehnt am Pfosten
Der hohen Thür. Der Narr. „Nun, hatt' ich recht?"
Der Narr dämpft seine Stimme schlecht.
„„Nein! Aber dafür, dass ihr leiser sprecht,
will ich schon sorgen!"" — „Ich? Leiser? Warum?" —
„„Stell dich nicht dumm!
Du sollst den König mir nicht stören!""
Laut lacht der Narr. „Der wird es so nicht hören!"
Nun aber spricht er heiser und ernst:
„Ich wette, Wächter, dass du noch lernst,
wie ich recht gehabt! Schau her! —"

Er öffnet die Thür. Und weit und leer
in dem einsam glimmenden, grauen Strahl
liegt des Königs Ruhesaal —

„„Wo ist der König?““ „Entflohn
vor dir und vor seinem Thron!
Als ich die Krone mir aufgesetzt,
mir den roten Reif in die Stirn gepresst,
da warst du zornig! — Und jetzt,
wo der König die Krone liegen lässt?!“

Das Scepter, der Krone stiller Brand,
das dunkelrote Purpurgewand,
er sieht grau all den Königstand. — —

In den Mantel hüllt er die Krone ein.
Wie wiegt sie so leicht in der Männerhand!

Er lässt den Narren im Saal allein.
Mit einer Fackel flackerndem Schein
steigt er in die Schlossgewölbe hinein.

*

Der Nachthimmel will grau verfallen
in grosse Wolkentrümmer. Steigend wallen
Nachtdünste auf aus weitem Nebelland
und tanzen um den Brunnenrand,
der weit draussen liegt in tiefem Sand,
von Wuchergesträuch umringt,
das kletternd in seine Rundung dringt.

Jetzt kommt ein Feuerschein herauf vom Grund.
Steigtritte bröckeln. Es zischt und lischt im Schlund.
Ein Wesen steigt grau aus dem Brunnenrund
und biegt durch das Gestrüpp sich Bahn,
das schlafend Zweige ihm entgegenstreckt.
Mit blauem Mantel ist es angethan,
von der Kapuze tief der Kopf verdeckt.
Grau, morgenriesig steht es auf dem Feld
wie ein emporgestiegener Schatten.
Es breitet Arme, die Kapuze fällt,
und frei hebt es den Kopf, den kronenmatten,

Der König! — — —

Er ruft: „Der Zauber grüsst dich, freie Welt!“

Dort geht ein Zickzackweg weiss in der Irre
und flieht. Das Schuttfeld: Töpfe, Blechgeschirre,
Schmutz, Steine, Lumpen, — kaum zu überschauen —
graut auf im ersten Morgengrauen.

Schon kommen blaue Flammen übers Feld
zu ihrem König, der in hohen Händen
winkend das Zauberscepter hält.

Der König schreit auf wie ein totwundes Tier,
dem der Weg verstellt ist zum stillen Verenden.
Noch ein Schatten steht auf dem Feld . . .

Aus dem Purpurtuche gerollt
hat der Wächter langsam den Reif von Gold.

Da flieht der König in tollem Lauf;
Schutt und Steine halten ihn auf.
In entfesseltem Ungestüm
fliegt der Wächter dicht hinter ihm.
So jagen sie nach der Strasse hinüber.
Jetzt entfaltet der Wächter den Mantel ganz
mit beiden Händen, hält ihn hoch wie zum Tanz
und wirft ihn als Fangnetz dem König über.
Er hält das Netz um den König fest
mit der Linken wie mit Panzerschnallen.
Und die freigewordene Rechte lässt
auf den verzerrten Schädel die Krone fallen,
die sich kalt um des Königs Stirne presst.
Ein Schlag. Mit leisem Geklirr
rollt Krone und Kopf an ein rostig Geschirr.
Tastend die toten Hände greifen.
Der Wächter drückt mühsam den Kopf aus dem Reifen,
hebt die Krone und küsst sie — — —

Wahnsinn
oder
die Träume des Turms

RICHARD DEHMEL
zu eigen

Du rufst nach Dasein, dunkle Welt,
die über meinem Scheitel jetzt im Fluge
mit fallendem Wehen langsam innehält.
Du trinkst die Luft um mich mit saugendem
Atemzuge.

Du sinkst vor alles, was da ist,
und unbeachtet leb' ich nun in dir;
und all das Gold, durch das du kostbar bist,
rollt in die formenden Hände mir.

Grauhaariger Träumer! In des Nebels Land,
der Feld und Acker nass verdeckt,
in dem des Abends irreführende Hand
sich langsam dir entgegenstreckt,
verdämmerst du wie Rauch.
Die nasse Scholle quillt im Regengrau
und trieft vom Nebel, dessen Hauch
an Schattenhalme perlt wie hoher Tau.

Du stehst und starrst
mit irren Augen in die Weite,
als ob du einen fernen Fluss erharrst,
dass dich sein Rauschen durch den Nebel leite . . .

In deinen feuchten Haaren schimmert Schmuck,
nasskalt beschlagen nistet er darin —
graugoldne Fläche unter hohem Bug.
Drauf weint das Nebelland die Thränen hin.
Sie fliessen auf dem angelaufnen Gold
und ziehen blanke Streifen. Eine rollt
zu deinen Füssen in die Haide hin . . .

Mit krummem Rücken und geneigtem Kopf
stehst du verkrüppelt wie ringsum die Weiden.
— — —
In allen Zweigen Blattgetropf,
ein Regenbachgeriesel —
in deiner Brust ein wirrendes Geklopf.

Dein Auge zuckt und sucht. Was war's?
Von deiner Krone fliessen viel Thränen
nass in die nachtergrauten Strähnen
deines tropfenden Haars . . .

Da stürmt der Nebel wogend auf ihn ein
wie hochgejagter Felderrauch.
Tief seine Hände streift ein Hauch.

Jetzt rauscht ein Fluss —
und nach dem Gurgeltone
gleitet er in die Nebelnacht hinein.
Ein Weidenast streift ihm vom Kopf die Krone —
der Nebel schlingt sie rasch. Flut spült um seinen Fuss.
Jetzt sieht er frei —
ein Gurgeln schluckt im Fluss.

*

Fern hat des grauen Träumers Spur begonnen,
die hier verlöscht. Näher den ewigen Sonnen.

Hoch eine Halle, offen jedem Sturm,
ein nachbarloses, luftiges Gemach,
das frei im Turm
über des Königswaldes Wipfeldach
wie eine Glockennische winzig klein
hinüberdunkelt nach der Dächerstadt.
Bleich grüsst herauf die Stadt im Schein:
oft läuft ein Leuchten durch die Häuserreih'n,
als ob ein Auge sich geöffnet hat.

Dort oben leben Träume
vom Rieselrauschen tiefer Hochwaldbäume.
Wer in des Parkes Wellenwipfel steigt,
sieht sie als eine Gruppe schöner Fraun
stehend, sitzend, auf Abgrundstufen kauernd,
wie Raubvögel auf Beute lauernd,
nach den Gassen hinüberschaun.

Ihr Gewand ist fürstlich. Gold sind die Schuhe,
um die die sammtenen Röcke wehn,
wie aus zauberkünstlicher Märchentruhe.
Sie regen sich nicht,
sie bewegen sich nicht —
nur ist es, als ob sie lebendig sehn.
Das ist das Leben der ehernen Ruhe,
um die es liegt wie schweigende Ketten.
Ihre verdunkelten Silhouetten
zerrinnen auf dem Himmelsgrunde
im Sternenschein wie die Abendstunde,
wenn das letzte Glockenläuten verhallt.

Aber keiner steigt in den Wipfelwald . . .

Grau droht der alte Turm aus Stein
mit dem Falkennest, der Königshalle.
Dort rauscht die ganze Welt hinein.
Die Winde kennen sie alle, alle;
frei streift die Luft in die letzten Ecken.
Dort kann sich kein Herz vor dem Licht verstecken,
unter die Sessel scheint Sonne herein.

Dort klingelt leise der Mondenschein
an der goldenen Dachzier, dort dröhnt die Sonne,
dass der Turm erbebt in Erdenwonne —
so muss des Königs Thronsitz sein . . .

Wenn aus der glühenden Sonnenfaust
über's Land durch den dichten dunstigen Schleier
wagrecht der goldne Speerwurf saust,
dann steigt zur Glut- und Dämmerfeier
der junge König froh hinauf.
Dann schlägt sein Lieb die goldne Leier
und singt die Wolkenthore auf.
Und rings um ihre Silberhand
in Strahlensaiten flammt der Brand:

„Glut, Sonne, Glut!
Glut für die Türme!
Deine wogenden Flammenstürme
wirbeln empor das verwandte Blut.

„Glut, Sonne, Glut!
Purpurne Säulen
ragen in Turmesluft hinauf.
Rote Flammenchoräle heulen
aus den brennenden Dächern auf.

„Glut, Sonne, Glut!
Ueber die Zinnen
bricht es ein mächt'ger Gesang herein,
deine Strahlenkrieger gewinnen
auf den Trümmern den Heiligenschein.

„Glut, Sonne, Glut!
Bald wird es sein —

und ich will sterben,
will verderben
in den flammenden Tänzerreihn,
oder dem Siegergeliebten
lebenslänglich Gefangene sein!“

Der König steht vorn auf der freien Stufe,
um ihn die Träume, die sich still erheben
und über ihm in Himmelsglanz verschweben.
Er fühlt die Steigeblicke niedersehn
wie thalverklingend hohe Abschiedsrufe,
er fühlt um sich ein luftiges Geschehn.

Tief das im Anrausch treibende Wipfelmeer —
da wandelt rings sich alles um ihn her — —
sein schlanker Turm wird glatter Mast,
die Falken werden Wettervögel,
und der erwachte Weststurm fasst
des Häuserschimmers weisses Segel . . .

„Schwindelt dir nicht?“ „„Nein! Manchmal nur bei Nacht,
wenn ich im Liegen von der Tiefe träume,
dann!
Doch hier ist mir der Tiefblick in die Bäume
wie ein Gefühl von willenloser Pracht.““

„Ich bitte dich, komm her!"
„„Siehst du den Vorsprung dort?""
„Um Gott!" „„Es ist ein Schwung!""
„Ich kann's nicht ansehn, lass mich fort."
„„Dann klettr' ich noch um jenen Kantensprung!""

Jetzt schaut sie nicht mehr flehend hinauf,
löst fallenden Falten die Fesseln auf,
teilt still bis unten ihr Gewand —
nackt schimmert sie bis auf die Füsse.
Ihr Blick ist weit, als ob sie büsse.
Sie langt nach der Leier mit tastender Hand.
Ein Accord.
Sie singt ein Wort:
„Ich bin deine Tiefe."
„„Du Süsse, du Süsse.""

Es klingt so heimlich, als ob sie lacht,
so still, als käm' es ganz von fern:
„Ich bin die Blume, die dem einen Stern
sich selig öffnet jede Nacht . . ."

Und schlummerleise blättert nur der Wind
im tiefen Park — nun lauscht er wieder.
Verschwiegnes Dämmerdunkel rinnt
still in die Stadt wie Schlaf in müde Glieder.

Der König wacht auf: schon Dunkelheit —
die Dämmersterne funkeln hell im Raum.
„„Es rief herauf aus unserm Traum
ein Hilfeschrei bis in die Wirklichkeit,
da — noch ein Schrei — —““

Er starrt am Pilaster der Brüstung vorbei.
„„Sieh, den verlöschenden Fackelschein!
In die Gassen versinkt das glühende Rot.
Dort — schritt der Tod.““

Und beide starren in die Nacht hinein.

Jetzt sind die Träume schwebend feine Luft . . .

„„Ich atme schwülen Blütenduft.““
„Es ist ganz still geworden, Liebster, nicht?
Kein Laut . . . kein Wind . . .
hochkräuselt senkrecht dort der Rauch.
Da steigt der warme Blütenhauch.
Du wendest schweigend dein Gesicht?“
„„Jetzt in der Stadt löscht Licht an Licht,
das Land liegt dunkel wie ein See —““
„Sieh Liebster, willst du die Blüte nicht?“
„„Die dunkle Blume der Welt ist Weh —
So totenstilles Dunkel deckt
die Tiefe, die uns hat erschreckt —

Einst wollt ich helfen — O hätt' ich Macht!
Als wahnsinnig hat mich das Volk verlacht,

als ich verkleidet und unerkannt
horchend wanderte durch mein Land.""

Tief in des Parkes Aeste glänzt ein Schein,
der aus des Turmes Treppenfenstern fällt.
Er steigt jetzt langsam in das Laub hinein,
das schattenzitternd weithin sich erhellt.
Jetzt kommt es höher.
Ein Gemurmel dringt
herauf, und schwere Tritte tappen auf der Treppe,
als ob das Leben, das im Tiefen ringt,
sich einmal mühsam vor den König schleppe . . .

Der König horcht. Ein Diener tritt ein
und wartet an der Pforte still.
„Herr, du befahlst, wer zu dir will,
wer es auch sei, soll dir willkommen sein."
„„Doch nicht des Nachts, nicht jetzt!""
Das Mädchen starrt auf den Boden entsetzt —

„Ihn werden bald die Schattenflügel tragen,
zwei Männer tragen die Bahre jetzt."

Die Thürflügel sind auseinandergeschlagen. —
herein, von den mächtigen Trägern getragen,
schwebt die bleiche Bahre wie ein Gespenst.
Des Bärtigen Haupt ist blutig zerfetzt,
und seine zuckenden Lippen sagen:
„Ich weiss nicht, König, ob du mich kennst —

ich flehe nicht Gerechtigkeit,
dass man mich gemordet in deiner Stadt.
Das Recht kommt spät, das Recht kommt matt
und hat zum Ersetzen keine Zeit.
Auch schwand mir des Lebens Zorn und Trutz.
Ich flehe nur für die Liebste um Schutz — —
wir kamen spät, vom Wege bestaubt,
indes mein Herz nichts Arges sann.
Plötzlich Fackeln. Kerle fielen uns an —
mich hat man erstochen und sie geraubt.
Rette sie!“
— — —

„„Wo werd' ich sie finden?““

„König, sie wird in den Häusern verschwinden,
die der Liebe dienen“ — ein gelles Lachen —
„dort wird sie Wüstlinge selig machen
um rundes Geld, bis sie verendet.“
Der König steht schaudernd abgewendet.
„Wenn des Lustkerkers Thüre schliesst,
wird sie von einer nur gesprengt,
die eine schlimme Freiheit schenkt,
der grossen Krankheit, die die Mädchen tränkt.
Im Gitterhaus, im schmalen Garten,
draus Giftluft alle Sonne scheucht,
da müssen sie in Lust erwarten,
dass man gnädig sie durchseucht.“
„„Wie soll ich das Mädchen erkennen?““

„Ich hab' ein Bild.“ Und er öffnet das Kleid
und zerrt ein Kettchen hervor —
dann werden seine Augen weit,
und die Wunde zuckt noch einmal empor.

Ein Schweigen schauert, wie brütende Rache,
wie das Recht, das aufsteigt aus dem Tod.
Der König flüstert ein leises Gebot:
„„Tragt ihn hinab ins Schloss!
Gebt ihm zwei Männer im Hof zur Wache,
lasst meine Reiter gerüstet sein
und sattelt mein Ross!““ —

Jetzt kommt über's Dach der Mondenschein
und träumt auf die Marmorfliesen nieder,
drauf eine bleiche Blüte liegt —
warm steigt ein Duft von weissem Flieder
hoch in die Halle und verfliegt . . .

*

Ein mächt'ger Thorgang. Rohe Riesensäulen,
die fahl misstrauisch Fackellicht belauert.
Ein Wächter klein am Fuss des Säulenuntiers kauert
und horcht, wie draussen Sturm und Regen heulen,
indes den Eingang zur Dämonennacht
das Thor mit Riesenflügeln treu bewacht.

„Hörst du, wie's an der Thüre niederträuft?"
Der andre Wächter kommt aus seinem Schatten
und nickt: „Wie auf den eisenglatten
Dachkanten jetzt der Sturm nach hinten läuft!
Im letzten Schlosshof schlägt er an die Scheiben."
„„Horch das Gepolter!""
„Wie die Schlossen treiben!
Recht eine Nacht für Geisterspuk und Mord."

Und wieder schweigen sie. Tief wird ihr Sinnen.
Die Flammenschatten schleichen fort wie Spinnen.
„„Jetzt ist der König sieben Wochen fort.""
„Wie rufend ächzt sein Träumeturm."

„„Heut kann sich leicht das Ohr betrügen!
Mir ist als ob durch all den Sturm
noch Pferdehufe hörbar schlügen —
ja, ja!"" — — Und durch das Klatschen der Hufe
ertönen jetzt Durcheinanderrufe.
Der Königsschlag dröhnt an das Thor,
das die metallne Stimme hebt,
die nun mit Flügeln durch die Halle schwebt . . .

Ins Schloss der Wächter den Schlüssel stösst,
und kaum hat er die Riegel gelöst,
schlägt ihn im Zug der mächtige Flügel
platt an die Wand.
Den triefenden Zügel

in regenerstarrter, eisiger Hand,
hält der König zwischen Säulen auf zitterndem Ross.
Ueber Stufen aus wildem Gestein,
die grinsend lagern in steiler Wand,
steigt er allein
in sein mächtiges Sonnenschloss.

Die Reiter sehen ihm seltsam nach
und stossen leise die Wächter an.
„Durch die Hurenhäuser im ganzen Land
sind wir gezogen mit stillem Brand;
Unser König immer voran.
Verändert ist er! Ein fürchtender Mann!
Das fing am dritten Tage an
und wurde schlimmer allgemach,
wie er so finster vor sich sann
und immer mit sich selber sprach.
„Heimritt“ hiess es plötzlich, und dann
ritten wir her wie auf der Flucht —“

*

Aus dem Blättermeer ragen zerbrochene Aeste —
verrollt sind die Wipfelwogen des Sturms.
Die Träume des Turms
schreiten zum Feste.

Sie waren friedsam und sommerstill.
Aber jetzt reichen sie sich die Hände
zu einer Kette ohne Ende,
die sich zusammenschliessen will.

Denn der König wacht
in der Sterne fahlem Schein
jetzt oft die Nacht
dort oben allein
und lacht —
dann tanzen die Träume den Reihn
trauriger Pracht
singend in seine Seele hinein . . .

Junge Glieder blühen in bleichem Gewand,
eine Leuchte glüht in weisser Hand —
„Komm!“
　　　　　„„Lass mich! ich wache über mein Land,
Ich fühl' es leiden, ich hör' es schrein —
ich steh' in all dem Elend mitten.
Ich will nicht weinen, ich bin aus Stein.
Doch ist mir, als käm' es heraufgeglitten . . .
eh' die düsteren Zwölf nicht vorbeigeschritten
und es Morgen wird, schlaf ich nicht ein.““

Sie geht mit dem Licht; es versinkt der Schein.

Der König kauert und starrt in die Nacht hinein.

Und hinter sich fühlt er auch die Nacht,
die am Treppengeländer steht,
die tief im Turm auf- und niedergeht,

die hinauf- und hinabsteigt in vielen Gestalten;
er weiss, dass sie wacht,
dass sie lebt ohne Laut
und dass sie durch alle Fensterspalten
ihren Gestalten ins Auge schaut . . .
Doch wie er das einen Traum nur schilt
und Bild an Bild in ihm verblasst,
scheucht es ihn auf —
ein Tasten nach der Klinke quillt
aus dem Dunkel —
Am Abgrund fast
steht der zitternde Mann.
Da kommt es heran —
und eine Hand die seine fasst.
Willenlos folgt er und taumelt dann
an das Pfühl.
Einen Fremden starrt er an.
„Verzeiht —"
„„Was wollt ihr?""
„Ich hab' euch erschreckt.
Die Nacht hat meinen Schritt bedeckt
und wie ein Hund an meinem Rock geleckt."
„„Was wollt ihr?""
„Lasst ihr alles, was euch drückt,
was euch Kopf und Schultern bückt,
auf dieser Treppe niedersteigen?
Um euch hier oben nackt zu zeigen
dem wenigen, was euch beglückt?

Ich traf so manches an dem Schwindelsteg —"
„„Was wollt ihr?""
„Kreuzen euern Weg!
Ich will euch retten
aus dieser himmelhohen Gruft.
Hört ihr nicht klirren durch die Luft
bei jedem Schritte eure Ketten?
Die will ich lösen."
„„Was leid' — ich — denn —?""
„Wenn sich ein Sperber aus den Blättern schwingt
zum eisernen Sitz, sein Liedlein singt
und euch grausame Kunde bringt
von irgend einem Mädchengeflenn,
von einer, die sie den Huren verhandelt,
von schreitender Pest, Leiden und Mord,
wenn willenloser Traum in wollend Weh sich wandelt —
du hörst nur so ein halbes Wort;
doch deine Seele spinnt es fort
und malt es breit mit brennenden Qualen,
die dir dein Königtum bezahlen — — —
Siehst du, dort schleicht es wieder herauf.
Mach' nicht so gross die Augen auf!
Du siehst doch nichts als den Feuerschein —
die verkohlenden Leiber siehst du nicht.
Ein Diener von dir, ein rechter Wicht,
Hat es angesteckt."
„„Ich peitsch' ihn, bis er sich blutig streckt —""
„So recht. Ich glaube, ich kann dich befrein.

Komm! — — — Auf mein Schloss am Teufelsstein.“
„„Da liegt doch kein Schloss?““ „’s ist neu gebaut
und steil. Ich weiss, dass dir davor nicht graut.
Der Weg ist nicht weit — was das Thor der Stadt
doch nachts für ein seltsames Aussehen hat —
und die Brücke — die Pfeiler rauschen im Fluss —
den Fels, den man umklettern muss,
drück’ ich bei Seite — die Tannen steigen
mit auf die Berge mit tragenden Zweigen,
aber hier schreiten sie seitwärts in’s Thal —
Krüppelholz — ja, mein Schloss liegt kahl,
doch wohnlich leuchtet der farbige Schein
aus meinen Fenstern —

nur hier hinein!

Hörst du sie schrein?
Komm! du musst lernen die Leiden sehn,
du musst die Blicke blutig tränken.
Krank macht dich nur, daran zu denken.
Hier rollt es ab wie ein Geschehn.
Und mehr! Du darfst dazu nicht ruhn,
du musst die Wunden selber schlagen.
Dann wird sich an dein blutiges Thun
kein fröstelnder Gedanke wagen —
dann bist du König, dir verhüllt
ist nichts, du gehst durch Gegenwart.
So lang’ dein Auge darauf starrt,
bleibt es wie ein Gedankenbild —
Du endest es, wenn es erfüllt.

Dort sieh die Leichen, kalt und grau —
sind sie ein Bild des Friedens nicht?
Ich trug sie in die stille Au
mit einem seltsam weissen Licht —
sie wollten nicht.
Und jetzt, wie glücklich scharen sie sich dicht!

Sieh dort, die sich in Schmerzen winden,
stöhnen und schrein,
sie werden auch hinüberfinden
und wie die Leichen glücklich sein.

Verstehst du mich? — Mehrt ihre Qualen!"
Und Diener packen grausig zu;
das heisse Blut dampft aus den Schalen
und strömt den gierigen Hunden zu.

„Die Mädchen dort in goldnen Ketten
ruhn nachts auf meinen Purpurbetten
als Polster mir und Pfühl —
sie gehn ihr Leben lang in diesen schwülen Räumen
in Ketten nackt, sie kommen wie aus Träumen
mit leidensseligem Gefühl.

Nur wenn einmal in Gier und Blut
ein höchstes Glück aufsteigt zur Flut,
muss die, die mir am Herzen ruht,
in einem Liebesschrei verbluten —

Dann häng' ich ihren toten Leib
hoch über meine toten Gluten
in seinen Ketten, rein und weiss —
dann starr' ich hin — das ist das Weib
so lebensschön, so kalt wie Eis —
und doch so weich, so rein und weiss —"

Still gehn die Kettenträgerinnen . . .

Schon reisst er eine zu sich her —
Glut, Liebe, Tod ist sein Beginnen.

Die andern gehn. Der Saal ist leer.

Er quält sie bewusstlos in seinem Arm.
Er jauchzt: „Noch ist ihr Körper warm."
Er hat ihr Haar an der Fackel verbrannt,
jetzt packt er des Königs zitternde Hand
und stösst sie ihr tief ins Eingeweide —
der König zerrt es rasend heraus.
In glühendem Grausen stehn sie beide —
da löschen alle Fackeln aus . . .

„Die ist es, die du so lange gesucht,"
hört er den Fremden noch höhnend sagen —
dann ist es, als ob aus stiller Bucht
ihn sanfte Segel heimwärts tragen —
„Allmählich wirst du's noch besser lernen,"
klingt eine Stimme aus Wasserfernen.

Leis steigt sein Boot auf wallender Flut —
ein Ruck — es landet — es ruht
wie festgeklammert mit eherner Kralle,
um die es feucht und schauernd rinnt. —
Auf Nebelwellen treibt Morgenwind
in die dunkle Halle. —

*

Gebäudemassen, schwarz und ungeheuer,
wie ein Gebirge schlummernd in der Nacht.
Des Schlosses Höfe liegen schlafbewacht —
im düstersten nur brennt ein magres Feuer.

Die Wache lagert still hinter der Glut.
Die Männer starren auf die dunkle Wand.
Darüber flammt der Kohlenbrand
wie Widerschein von Blut.

Ein Schuhu krächzt. Die Morgennacht ist kalt.
„Jetzt ist das Schreien ganz verhallt."
„„Doch horch, das Tappen in den Gängen,
wo sie Leiche zu Leichen hängen.""

„Mich graust das." Schweigen. Die Kohlen knacken.
Aus den rauchenden Sprüngen Flammen flacken.
„„Dumpf ist die Stadt, von Bürgern leer.
Nur Diebsvolk lungert noch umher.""

Sie nicken. „Sahst du das Zittern nicht
gestern in des Königs Gesicht?
Er weiss, in sieben kurzen Tagen
wird ihn der Feind in Fesseln schlagen.“

„„Schon scheren sie des Berges Rücken,
um den mächtigen Grenzstrom zu überbrücken.““
Nasse Nachtluft über das Feuer schauert.
„„Es hat am längsten jetzt gedauert!““

„Ist erst im Lande das Siegerheer,
gehen wir über mit Schwert und Speer!“
„„Ja!““ Wieder schweigen Lust und Pein
die Männer düster in sich hinein.

Im Traum krallt einer um's Schwert die Hand.
Da steigt ein Schatten an der Wand.
Die Wache fährt erschreckt empor —
aus dem Dunkel kommt der König vor.
Seine Krone leuchtet mit blutigem Licht,
und seine Augen rollen verstört.
Seine Stimme ist heiser und grau, er spricht —
„In sieben Tagen — — habt ihrs gehört —?
Was will er vom König, der elende Schuft?“
Hohl hauchen seine Lungen die Luft.
„Er will die Weiber,“ murrt er im Weiterschleichen —
„wenn er kommt, sind sie alle Leichen —“

Jetzt tappt er fort mit schleppendem Gang.
Er wendet sich noch einmal um:
„Sagt mir, ist der König sehr krank?“
Schauernde Blicke folgen ihm stumm —

Dann graut der Tag. Scheu schleicht es herbei.
Der König und sein Page kommen.
Sie gehen an Treppen und Säulen vorbei,
um deren Sockel Blut geschwommen.

Die schwere Thüre zum Leichengang
öffnet er, an der Hand den Knaben,
dann flüstert er bang —
„dass sie die Leichen nicht begraben —

Sieh dort den grässlich stierenden Kopf —
die Beine — am blutigen Haken den Arm —
pst! — Hörst du all das Blutgetropf?“
Er tastet: „Der Mädchenleib ist noch warm.“

Er streichelt die Haut. Dann schauert ihn —
„Das Pförtchen öffne! ich muss fliehn.
Der König hasst mich, er wird mich morden.
Er weiss, ich — bin — sein Richter geworden —

nein — — niemals hab’ ich nachgegeben —
er liess mich nur — bis heut — am Leben,
weil er sich — nicht — an meinen — Blick gewagt.
Rasch! — Weisst du, was er gestern gesagt —

Dort drüben war es — bei der Wache —
er schwur — — dass er alle zu Leichen mache —
alle — hörst du — — alle —
eine muss ich retten vom Falle!

Hörst du, ich will sie retten, will fliehn
zum Rächerkönig über den Fluss.
Er soll — noch heute — zu Felde ziehn — —
mach, Knabe, weil ich eilen muss,
am Abend erst —"
In den Nebelregen hinein
flieht der König zum Grenzstrom den einsamen Pfad —
er lächelt — — eine selige That
wirft in die Seele ihm Widerschein — —

*

Die Träume des Turms? — Eine Geierschar
kam spät bei Nacht heraufgeflogen
hoch über des Parkes kahles Geäst.
Es troff ihr graues Federhaar.
Sie trugen die Krone, von Flusstang durchzogen,
und rollten sie kreischend in ihr Nest. —



IV

DE PROFUNDIS

Wie Traum vom Tag, wie Licht vom Schatten weit,
ist Strand von Strand des stürmelosen Meers,
des Tiefen sinken
in sich hinab unendlich wie die Zeit,
dass alle Spiegelbilder drin ertrinken . . .



Wir Schatten

Baumschatten, den der Herbst entblättert hat
vom Schattenlaub — auf dich sinkt Blatt um Blatt,
begräbt dich tief, wo deine Aeste ragen.
Und dennoch liegst du wieder kahl und glatt
auf allem, was der Wind herabgetragen.

Auch mich trennt von dem Wesen, dem ich lebe,
das für mich trinkt am Quell des Lichts
den Schattenleib, in dem ich schwebe,
wie dich von deinem Baume — nichts.

Was zwischen mich und jenes Ewige tritt,
als dessen Schatten ich herniederglitt,
sinkt wie in dich die Blätter deines Baums
tief in die Tiefe meines Erdentraums.

Denn wir sind Schatten . . .

Am Söller

In Wirbeln geht der Strom durchs Thal.
Die Blätter wirbeln auf Söller und Saal.
Tief herbstlich naht die frühe Nacht,
die unsere einsame Fackel entfacht.

Und wie die Sterne schweigend steigen,
werden der Erde wir zu eigen.
Nachtdunkel hat so wilde Weisen —
wir fassen uns, uns zu umkreisen.

Der Sternsaal muss sich rasend drehn
in seiner Ferne.
Im ganzen Raum der Welten stehn
nur deine Augensterne.

Wir sind wie des Herbstes tanzendes Laub,
wir sind, was wir werden:
kreisende Erden,
wirbelnder Staub.

Im Spiegelsaal

„Ueber alle deine Erbärmlichkeiten
musst du lachend wie über den Abgrund schreiten,"
spricht der Narr, der den Spiegelsaal betritt.
An alle Wände sein Bildnis glitt
und hat sich in allen Spiegeln entzündet.

Aber worüber glitt es hin?
So wahr ich selber der Schleichende bin,
über Spiegelglas. Tief schleicht es mit.
Der Narr in allen Spiegeln verkündet:
„Ueber alle deine Erbärmlichkeiten
musst du lachend wie über Spiegelglas schreiten."

Meine langen, spitzen, roten Schuh
sind venezianische Gondolen,
die einander immerzu
überholen . . . überholen . . .

Nur wo mir mein Bild im Spiegel gefällt,
das helle Doppelglöckchen schellt,
das Paar meiner Wanderschiffe hält.

Nun fahren sie zu meiner Qual
weit in den spiegeltiefen Saal
bis mitten. Und meine Füsse erstarren;
mich schwindelt über dem gläsernen Grund.
Da spricht der tiefste von meinen Narren
zu mir herauf mit zögerndem Mund:
„Ueber meine tausend Erbärmlichkeiten
muss ich lachend wie über mich selber schreiten."

Reigenspruch

Schreitet im Singtanz, bis all euer Leid
von euch herabsinkt wie ein schlechtes Kleid!
Ihr schreitet froh:
euch ward des Erdenseins beglückter Rausch
für kleinen Schmerz, ein nie bereuter Tausch —
ihr glaubt es so

und tanzt dahin, bis die ertauschte Lust
Schweigen und Schauern wird in eurer Brust;
fragt nicht: warum!
Wenn laut in uns der Mund der Erde singt,
so fühlen wir, er ist's, der uns verschlingt,
und werden stumm.

Zwiegespräch im Raum

Wer bist du?
                    Der Gestaltende,
der Waltende.
Und du?
            Bin der Gewahrende.
Mein Leib, das Blut, das in ihm kreist,
mein dunkles Sein, wird mir zu Geist;
was ohne Worte in mir spricht,
wird mir zu Wort, wird mir zu Licht.
Ich bin der Offenbarende.

Was als Gedanke mich durchwallt,
dem geb' ich bleibende Gestalt,
dem geb' ich dunkles Sein und Blut,
darin es auf sich selber ruht.

So gieb mir Blut!
                    Gieb du mir Licht!

Wären wir eins, Gott wäre nicht. —

Gegenwart

Ich weiss, wir sind noch kaum vergangen,
ihr Dinge und ich! und leise fangen
erinnerungsvoll wir wieder an zu leben:
ein Ineinanderschweben
und ein Entwirren — rauscht es fort.

Wir fühlen, wir sind wieder da —
und wiederum vergangen, wenn der Sand,
der dreimal schon im Stundenglase stand,
fortrieselt über Sinn und Wort . . .

Doch als ich in des Leuchters Flamme sah,
die bis zur ehernen Scheibe hingebrannt,
da sausend schwand
Vergangenheit mit ihren Traumgenüssen,
und leuchtend flackerte der Kerzenbrand
im rätselhaften Ewig-werden-müssen.

Gelübde

Entfesseln will ich meine Leidenschaft
vom Bann der Worte und Gedanken,
von allen Schranken,
in denen Wunsch und Träume hausen.

Und durch ein dunkles Thor mag dann mein Wille,
so willenlos wie Traum: nur tiefste Kraft,
in deine Seele überbrausen.

*

So lösen wir die Seele aus der Haft
des schweren Leibs von geistgewordner Erde,
der sie verhüllt auf ihrer Wanderschaft.

Fragment

Weit floss es vor dem Aug' mir eines Tags
wie graue Flut, die mich in Arme nahm.
Ein Muschelrauschen, als ob stilles Reden
über die See herüberkam . . .

Ich schloss den Vorhang und die dunklen Läden.
Da hört' ich ferner doch noch deutlicher
dies wunderbare Uebers-Wasser-reden.

Wer spricht die stillen Worte übers Meer —
küsst sie ein Dichter leis zum Wanderzuge?
Sie kommen mit dem Schauerfluge
wie Vögel, die du fürchtest, bittend her —

Sterbende Rosen

Zum Tanz! Wir schmücken euren Raum.
Aus Abendschatten hergebracht
ist wild und launisch unsre Pracht,
als käme ein zerstörter Traum
mit in die Mond- und Kerzen-Nacht.

Schon lischt in Kelch und Krug der Wein,
voll heissen Atems summt die Luft;
ihr spürt den irrenden Blütenduft —
da lädt der Rausch begehrlich ein
zum Tanz hoch über Tod und Gruft.

Ihr lacht. Der Reigen klingt und schwingt
mit Augen trunken von dem Glanz —
wir tanzen, ein zerrissener Kranz,
in eurem Blick, der uns verschlingt,
den wunderlichsten Totentanz.

Mitternacht

Licht aus meiner Lampe trinkt die Nacht;
wie es weht in ihren Atemzügen!
Und sie bietet mir in dunklen Krügen
ein Getränk, das tief mich trunken macht.

Schweigend such ich, Nacht, nach deinem Namen —
nicht ein Stern entleuchtet deinem Wein.
Tritt nicht aus dem engen Fensterrahmen!
Sonst verlöscht all irdischer Glanz und Schein.

Sieh, ich bin die einsamstille Wacht
an der Grenze. Alle sind mir fern.
Und du rollst um mich, Weltkugel Nacht,
wie um den vergessnen letzten Stern. ––

Wie du aus dem raunenden Geäst
jetzt am schmalen Leuchtkelch niedersinkst —
ich umklammre meine Waffe fest,
dieses Licht. O, wie du durstig trinkst!

Gieb noch einmal mir den schweren Krug,
rausche mit den unsichtbaren Bäumen,
brich herein — nach diesem tiefen Zug
öffn' ich willig dir zu allen Räumen.

Wilder rauschst du, deine Wipfel wehn
und umarmen wie Gewölk das Haus,
trinken alles Licht zur Neige aus —
Nacht, in der entseelte Leuchter stehn.

Wassersonne

Ich trete heut, du stiller Baum,
in deines Schattens kühlen Raum,
in den die Sonne aus dem See
hineintaucht mit dem Mittagsfunkeln
und mich umleuchtet, wo ich steh'.

Doch kommt das Licht verwandelt her:
es ist nicht Himmelssonne mehr.
es trägt in sich die flüssige Flut,
wie's leuchtend mich umschwimmt und glimmt,
bald Wassertiefe und bald Sonnenglut.

Am Seeesgrunde steht der Baum,
die Wellen steigen bis zum Saum
des Blätterdachs, Lichtwellen steigen
hoch ins Geäst. Und durch die Flut
zittern die Schatten von den Zweigen.

Schöpfer

Deinen Willen musst du zwingen
tief hinunter in dein Sein!
Maur' ihn in dein Wesen ein,
lass ihn ganz von dir verschlingen!

Dass in jeder müssigen Stunde,
wo er drängend dich befällt,
er hinab muss bis zum Grunde
deiner Welt.

Unerfüllten Willens Qual,
Willens, dem die Last gebricht,
die er trage, kehrt einmal
als beladne Kraft ans Licht. —

Die Herbstburg

Durch die herbstlichen Wälder ruft der Wind
mit vielen Stimmen.
Komm! wir wollen die Höhe erklimmen,
wo die verlassenen Mauern sind.

Windstill, in dem Brausen und Rauschen,
ist der Burghof. Rast und Raum
umragt den reglosen Eschenbaum
mit schweigendem Lauschen.

In die Wege der Wolken klafft das Thor,
durch das wir kamen;
kaum reichen in den Bogenrahmen
die höchsten Wipfel des Waldes empor.

Wir sind vom rauschenden Leben geschieden —
in Schatten und Wolkenwiderschein
allein
in diesem aufgebauten Frieden.

Hoch in der ummauerten Stille
löst sich ein Blatt und schwebt vom Baum.
Wir gehen aus dem verwandelten Raum
einsam zurück ins Rauschen der Fülle.

Der Wandrer

Schwermütig wächst mein Frieden
in Herbst und Einsamkeit.
Mein Weg zur Dämmerzeit
vergraut wie abgeschieden.

Ich fühle mich Gestalt
und Wesen tief vertauschen;
wildfremde Schritte rauschen
durchs Blattgewirr im Wald.

Still geh' ich, schattenlos
im Grau, als wandle sich
der lange Weg in mich,
auf dem ich wurde gross.

Dass ich der Wandrer bin,
der diesen Weg gegangen,
sind Worte, die verklangen,
und haben keinen Sinn.

Brunnen-Inschrift

Ich bin der Erde kühles Blut.
Hier schöpft von meiner ewigen Flut,
wo sie aus Dunkel kommt und quillt
und rauschend eure Krüge füllt.
Ihr hört, indes ihr schöpft, mein Wort:
ihr tragt nicht Wasser mit euch fort;
den Schatten meines ewigen Fliessens,
den Nachhall meines Sich-ergiessens
habt ihr in euren schweren Krügen.
Ihr trinkt — da fasst euch Sehnsucht an,
der keine Wanderfahrt genügen
und die kein Sturm verlöschen kann.
Ihr trankt die Flut der ewigen Zeit:
mein ist die tiefste Trunkenheit.

Eine andere Brunneninschrift

All eures Fragens Sinn ist heisser Durst.
Erwartet keine Antwort. Doch erwartet
vom Quell des Lebens einen kühlen Trunk.

Erde

Das ist der Erde furchtbares Gewicht:
gelang es dir, dich schwebend frei zu halten,
zu tauchen in das erdenfremde Licht,
dass sich die Meere unter dir gestalten,
winzig die Wolken unter dir verwehn,
und zitterst nicht —
so fliegt die Erde auf in deine Höhn.

Haus bei Nacht

War das ein Ruf? — Das Haus ist tief und still,
auf allen Gängen, allen Treppen Dunkel.
Ich sehe meines eignen Blicks Gefunkel.
Wie schreckt mich euer Schlaf, der mich umarmen will!

O, lange loschen eure Lampen aus.
Kein Schritt mehr geht durch das erstorbne Haus.
In meinem Leuchter auch versinkt das Licht —
ich fürchte eure tiefen Träume nicht.

Wer wacht?
Mein Herz pocht durch die Mitternacht.

Nun fühl' ich ruhen Stein auf Stein,
nun fühl' ich alle Balken tragen,
nun fühl' ich alle Türen schliessen
und alle Fenster nächtigen Schein
in nächtige Zimmer leer ergiessen.
Ich fühle, wie die Wände ragen
aus Erdengrund,
wie alle Böden mit traumhaftem Mund
die Stille meiner Schritte weitertragen.

Im Dunkel fühl' ich jede Schwelle nahn
und ohne hinzutasten die Geländer
am Treppenstein. Als würden mir Gewänder
die weiten Räume, die mich rings umfahn.

Mein Schritt ist wunderlich und kalt,
mein Schritt geht hin, ist nicht mehr mein.
Das Haus hat über mich Gewalt
mit seinem Holz und seinem Stein,
mit seines Schlafs umwölkter Macht,
die durch geschlossne Türen dringt,
bis schwer mein Schritt in Treppennacht
versinkt . . .

In einer Dämmerstunde . . .

Ich wohne, wo die Wolken gehn,
stillhoch in einer Dämmerstunde;
waldtiefer Bäume Wipfel stehn
um meinen Tisch in naher Runde,
die gern mein Licht im Abend sehn.

Alt ist der Leuchter, der es trägt,
alt sind die Bäume, die es schauen,
die Flamm' ist alt, die sich bewegt
und flattert durch das ewige Grauen,
wenn die uralte Luft sich regt.

Flüsternd umkreist die Dämmerung
mich und mein Licht, das nach ihr greift.
So alt ist alles, ich so jung —
da ist's, als ob ein Wort mich streift,
das rings um mich zur Fülle reift.

„Du bist so alt als alle wir —"
sprach es das Licht, sprach es der Baum,
sprach's der zersprungne Tisch vor mir,
sprach's um mich her der Dämmertraum?
Ich fühl' es dunkel, jetzt und hier.

Wie lächeln doch die ewigen Dinge,
wenn solch ein Strudel Erdenzeit,
ein Mensch, aufwacht in ihrem Ringe,
aufbraust in ihrer Einsamkeit —
wie lächeln doch die ewigen Dinge!

Sie lächeln mich in ihre Ruh —
nun rag' auch ich uralt vom Grunde.
Du Flamme, warum zitterst du?
Bist du ein Wort aus meinem Munde?
rief dich die Dämmerung mir zu? —

Spätabend

Aus Abenden, die sich in weite Nacht
verlieren, muss ich mir ein Leben bauen,
das ohne Tag anhebt im Dämmergrauen
und einsam — ohne seinen Willen — wacht,

bis rings um mich durchsichtige Wirklichkeit
die Tageswelt verschlingt, mir Raum zu spenden.
Ein Zimmer. Licht. Und Bücher an den Wänden,
die längst gelesen starren in meine Zeit.

Wachsender Schatten

. . und Augenblicke fühlte meine Hand
die Zeit an sich vorüberfliessen.
Es traten Menschen in das Land,
wo meines Sinnens Schatten stand,
vor meinem Blick, um mich zu grüssen.

Die Sonne wandert ohne Ruh,
der Schatten meines Kopfes steigt
und wächst all die Gestalten zu,
von denen jede still sich neigt
und spricht, wo tief der Schatten schweigt.

Was sprecht ihr? Murmelworte sind
wie Bäche, die aus Bergen brechen.
Der, der vom höchsten Felsen rinnt,
der, der den tiefsten Fall gewinnt,
nimmt alle auf, lehrt alle sprechen.

Nur Augenblicke sind wir. Ein Besinnen
der Welt auf sich, wo sie ein Lichtstrahl traf.
Gross ist mein Haupt. Die Menschen dort beginnen
in seinem Schatten langsam zu zerrinnen,
so wie ich selbst zerrinne in den Schlaf . . .

Der Schlafende

Der Kopf entsinkt der engen Hand,
die wachend ihn und seine Welt umspannt,
in Schlaf. Die Hand sinkt offen neben ihn,
als ob sie jetzt das schwere Traumhaupt trüge,
das seine Augen auftut; und als schlüge
sie ein in Träume, die entfliehn,
schliesst sie sich fest.

Die Faust, die das Unsichtbare bezwingt,
das hinter dieser finstren Stirn
jetzt wesenlose Reigen schlingt,
mir ist, sie müss' im Morgengraun zerfallen,
wenn ihre Welt verbrandet und versinkt . . .

Die Herrscherfaust vermag nur Schlaf zu ballen.

Erwachen

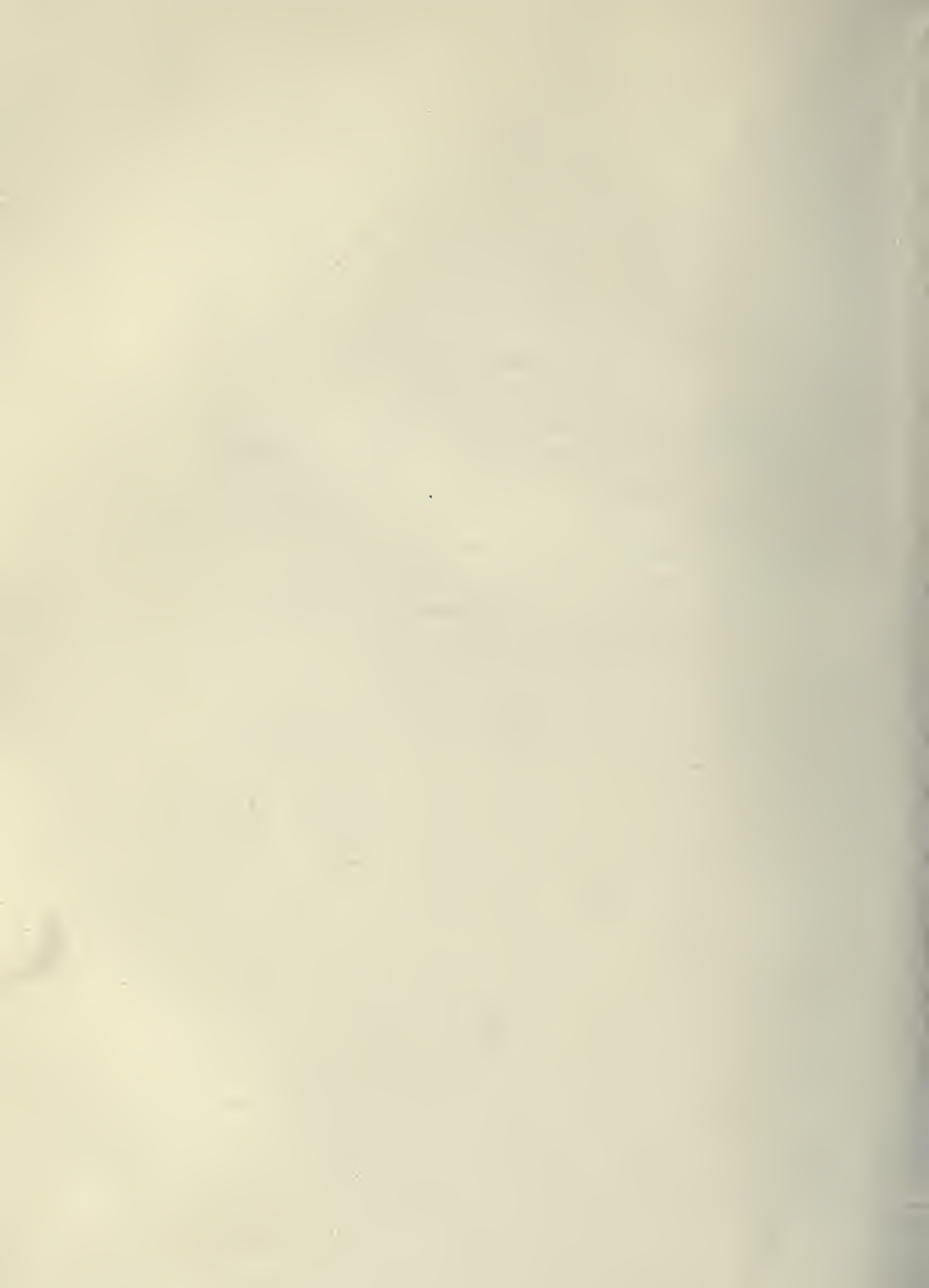
Ich war erwacht
und wollte noch den Traum ergreifen,
der vor mir flüchtete zur Nacht.
Da fühlt' ich jäh, wie meine Träume reifen,
seit sie mein Auge nicht bewacht,
und fühlte, wie sie den Kristall der Nacht
mir wunderbar zum klaren Spiegel schleifen.
In seine Tiefe sank des Traums Gebärde.

In seinem Glanz seh' ich die Tage reifen
und gleiten wie mit stillen Stroms Gewalt
in jenen Traum, draus ich als Traumgestalt
erwachend einst nach dem Erinnern greifen
und dennoch meinem Blick entschweben werde.

Am Ettersberge

Im Wind bei mir am Abhang steht
mein Schatten, der wie ich das Tal hinunterspäht,
und seines Mantels dunkler Umriss weht.

In ihm vereinigt sich Gestalt und Kleid,
das die Gestalt birgt und umflattert weit.
Verhüllt nur fällt mein Schatten in die Zeit.



V
NEUE GEDICHTE

Gedanken, die klar, körperlos und rein
unsichtbar mich aus meiner Enge führten,
verwandeln sich zu sichtbaren Bilderreih'n,
als ob sie mit der Erdkraft sich berührten.



Zueignung

Deinen Blick empfing ich aus dem Reigen,
der geschlossen mir vorüberschwingt.
Deine Augen seh' ich tief sich neigen
in den Schritt, der Hand in Hand verschlingt.
Grüssend weht dein athemstilles Schweigen
durch das Tanzlied, das gebrochen klingt.
In den Fesseln hebst du leicht die Hand —
wieder ist dein Blick mir zugewandt.

Spätes Morgengrauen

Die nachtkühl beschlagenen Fensterscheiben
rührt draußen das Tagesgrauen an,
durch den Spiegelschein meiner Kerze treiben
gelöste Morgenwolken heran.

Blatt, Licht und ich im ziehenden Grauen.
Aus des Glases raumwerdender Tiefe rinnt
Welt. Durch den verlöschenden Spiegel schauen
Gebirge, See und Wipfel im Wind.

Im Wandern

Wohl dem Wandernden entgleiten
alle Nähen in raschem Fliehn.
Ferne ruht in seinem Schreiten,
gießt aus ihren klaren Weiten
Frieden um sein Weiterziehn.

Und so trägt er leicht und gerne
in dem Fliehn sein Einsamsein.
Wandelt sich nun auch die Ferne?
Keine Ferne, keine Sterne
holen einen Wandrer ein.

Schritte

Wohl um Mitternacht
in dem weiten Garten
ist ein Schritt erwacht:
alle Wege warten —

geht die Mauer entlang
meinem Schritte zu.
Schattenloser Klang,
wohin wanderst du?

Knirscht wie über Kies,
so wie ich hier schreite,
und geht doch im Gras
durch die Mondlichtweite —

Gleich als wärest du
meinem Traum entwallt
und du schrittest nun,
wie mein Schreiten hallt.

Näher kommt dein Fuss,
fällt in meinen Tritt,
dass der Klang am Weg
zusammenglitt.

Dunkle Spiegel hat
rings die Nacht enthüllt.
Ihre Tiefe ist
ganz mit stillem Klang gefüllt. —

Tages-Ausgang

Komm! Der Tag ist kühl.
Unser Glück wird still,
das von dem Gewühl
all der Fremde nicht mehr träumen will.

Sieht wie Trauer aus,
nun wir einsam sind —
graue Dämmerung spinnt
rings um unser Haus.

Wehre der Trauer nicht!
Wenn die Nacht uns naht,
wird sie uns zum Licht
für den stillsten Pfad.

Nur aus Trauer kann
uns das Glück erstehn,
drin wir untergehn,
wenn der Tag zerrann.

Nachtgewitter

Gewitter weckte mich. In grellen Blitzen stand
fahl rings das regenüberrauschte Land.
Darüber Donner, der sich hinrollend in Wolken brach
und mit fernen Gebirgen grollende Worte sprach.

Das Gewitter weckte mich aus dem Traum von dir —
da wurde zu Willen der Traum verwandelt in mir.
Nie noch war solche Kraft, die dich begehrte, wach,
als die aus dem Schlaf hervor, dem zerstörten, brach.

Höre: der Traum wird leben, den aus der Nacht
die Stimme des Donners rief und der ohne Erfüllung
erwacht,
der nie rückkehren kann in sein Schlummerglück,
nie aus dem Begehren mehr in sein seliges Schauen
zurück;

der sich vollenden muß so schrankenlos,
wie er begann in des Schlafs Alles-gewährendem Schoß,
der irren und suchen wird mit Geleucht und Gelüst,
bis mein Mund deine schauernden Lippen küßt . . .

Die Antwort:

„Ich sage dir in Traum- und Dämmerstunden,
wenn du mir fern bist, liebe gute Worte
und bin dir nah, wie niemandem, verbunden.

Und wieder dann vergess ich dich so ganz,
dass ich, mich dein erinnernd, jäh erschrecke,
in mancher friedensstillen Stunde Glanz.

Dann fühl' ich deinen heiss begehrenden Willen
wie mich nur streifend, wie zu mir verirrt —
und möchte dennoch all die Sehnsucht stillen,

die unerfüllt Erinnerung wird."

Terzinen

Wie der Genuss an uns vorüberschäumt.
Beglückt und glücklos leuchten uns die Tage
und Nächte, die wir bilderreich durchträumt.

Was wacht doch jedes Morgens glühende Frage
über den hingenommenen Träumen auf,
dass wir sie wartend bis zum Abend tragen?

Mit Sternen kommt es antwortkühl herauf.
Wir schaun dem Tage nach, der längst versäumt,
wie eines Wagens staubverhülltem Lauf —

wir Wollenden, die vieles schon geträumt.

Rennstieg-Wanderung

I. Am Morgen

Und graut der Morgen, hebt der Wind zu sausen
auf allen Strassen des Gebirges an,
so kann ich länger nicht im Alten hausen
und breche jeden liebgewordnen Bann;
um meine Schultern soll der Wegwind brausen,
und meinen Mantel pack' er flatternd an!
An fremdem Wirtstisch will ich heute schmausen —
schon steigt die Sonne über Berg und Tann.

Spuren von Wandrern seh' ich rings im Staube,
die jedes Wegs, wie ich, gezogen sind;
auf allen Strassen suchte sie mein Glaube
und fand die Spur, die leis um mich zerrinnt.
Hufe von Pferden, Wagenräderbahnen,
dazwischen Schritte — wie ein reisig Heer;
als wären's meine Enkel, meine Ahnen,
fühl' ich der Wandrer Nähe süss und schwer.

Seid ihr denn nichts, als diese arme Spur,
ihr Väter, die ich ehrend grüssen möchte?
Seid ihr der Füsschen staubiger Abdruck nur,
ihr Fernen, die ich liebend küssen möchte?

Ihr zogt, wenn Regenwind den Schritt verweht,
des Nachts im Traume meine Strasse wieder,
dass eure Spur am Morgen mit mir geht.
Väter und Enkel, seid ihr meine Brüder?

Ich bin wie ihr, Väter, des Windes Raub —
wie ihr, auf deren Kopf die Hand ich lege. — —
Da wächst der Wind und hüllt mich in den Staub,
den heiligen Staub von meinem Wanderwege.
Ja! Ihr vernehmt mich, hört den stillen Gruss
des Lebenden, Brüder derselben Erde!
Zu wunderbaren Gipfeln strebt mein Fuss,
wo all mein Irren eine Liebe werde.

II. Rückschau

Immer neue Landschaft will
um den raschen Schritt sich runden,
Tal um Tal ist schnell entschwunden,
blaue Berge ziehen still.

In des Wanderns Wälderflut
tauch' ich von den Höhen nieder;
doch aus Wandertiefen wieder
lockt ein Gipfel Sonnenglut.

Stand ich dort auf fernem Stein?
Trümmer der verlassnen Runde,
Trümmer der vergangnen Stunde
ragen jenseits noch herein.

III. Stützerbach

Mit dem Abend senkte sich mein Weg
wie der Bach hinab ins Tal.
Häuser schimmern durch den Duft
letzter Sonne. Laue Luft
wärmt empor. Von kühlen Höhn
steig' ich nieder.

Und der weite Frieden klingt
rings umher in Glocken,
Räderknarren, Sensendengeln,
klingt in summenden Menschenreden
zu mir auf und will mich locken. —

Spät dann kommst du, Kühle, mir
von den überschrittenen Bergen
nach ins stillgewordene Tal,
drin ich Rast fand, kommst durch Wiesen,
übers Mühlwehr, hebst den Vorhang
meines Fensters wehend auf. —

Rheinüberfahrt

Zum Bild, von Schatten überspannt,
von Abendfarben überglutet,
sinkt dort in sich zurück der Strand.
Und auseinander tritt das Land,
dem still mein Boot entgegenflutet,
aus Schatten, drin es schon verschwand.

Die Ruder tauchen schweigend ein.
Still geht der Strom. Dem ewigen Fliessen
drückt eine leichte Spur sich ein,
um mit dem Strom hinabzufliessen,
aufspiegelnd, in den Dämmerschein,
aus dem die ersten Sterne grüssen.

Verworrener Laut vom Ufer hallt,
um graue Pfähle spült die Flut,
die Stadt ragt auf so dämmeralt
aus der im Strom erloschenen Glut,
in der ihr Spiegelschatten ruht,
indes der Strom vorüberwallt.

Hermann Hesse zu eigen

Hochgebirgswanderung

Aus des Tals gerölligem Steinbett,
drin ein murrend Bächlein hinirrt
auf dem breiten Weg der Fluten,
die hier donnern, wenn der Schnee schmilzt —
steigen wir hinan zum Wald,
der rings mit den Felsen kämpft.
Nieder zwischen seine Stämme
stürzten sich scharfkantige Blöcke
hier und dort. Doch weiter steigt der
Wald empor, mit Moos und Wurzeln
langsam seine Feinde fesselnd,
unbeirrt, bis Stirn an Stirn
höchste Bäume, tiefste Felsen
schon im Schatten hängender Wolken,
drohend sich genüberstehn.

Schnee zu Füssen, wolkiges Ziehen
rings um uns, das steigt und gleitet,
uns bald überholt, bald wartend
sich um unsere Schritte lagert,
bald zurück die Steige sinkt —
tief am Grund der Wolke schreiten
wie an eines Meeres Grunde
wir im höchsten Felsental.

Dunkle Schatten auf dem weissen
Gletscherabhang steigen mit uns
an die Schroffen. Fliehende Schleier
wallen um die matte Sonne.
Und aus weiten Nebels Wellen
taucht der glühende Ring des Himmels,
kreist mit Ländern, Bergen, Wolken
still um den aufragenden Stein.

Abendlandschaft

Tritt aus Laubdunkel in das kühle Licht
scheidenden Tages, das die Wolken noch erleuchtet
und das verdämmernde Gebirg. Der weite See
hält ihm den grauen Silberspiegel vor,
auf dem es auslöscht. Jetzt umwandert rings
den Kreis des Sehens ein Verhüllender,
der das Gewölk anhält, dass es sich lagert
auf Schattenufer. Eine dunkelnde Seele,
verrinnen wir in sein Herüberschaun.

Augenblicke

I.

Von allen Hängen ringsum schmilzt der Schnee.
Voll spült der Bach durchs Steinloch einer Brücke,
auf der ich im Nachtdunkel horchend steh,
das unsichtbare Rauschen tief im Blicke.

II.

Im Fenster über strahlenwarmem Land
harr' ich vor Bäumen, die in Licht gekleidet,
bis still auf ihrer dichten Blätterwand
der Schatten meines Hauses steigt und scheidet.

III.

Herbstwald. Ein Wurzelfeuer schwelt. Der Rauch
wallt aus der Rodung um schwarzfeuchte Äste.
Ich stoße mit dem Stock in Aschenreste.
Das Wort der Waldfrau ist ein Nebelhauch.

IV.

Mit kurzen Wellen kommt der rasche
Abendwind über die Flut.
An der roten Sonnenglut
fängt der Dämmrung leichter Schleier
lohend Feuer —
und verbrennt zu grauer Asche.

V.

Eine Wolke schwimmt und breitet
sich in den letzten Schein.
Land und Himmel weitet
sich in die Nacht hinein.

Tagebuchblatt

Ist's noch das versunkene Säumen
in dem Rausch Vergangenheit?
Ist es noch das trunkene Träumen
über Ziel und neuer Zeit?

Werde dir die Welt das stille,
schweigende Gegebensein!
Und es geh' erlöst dein Wille
zeugend in dein Schauen ein!

Der Erbe

Was für mich lebte, für mich litt,
was für mich stand in seinem Streit,
was nie erreichbar mehr dem Schritt,
Vergangenes, das wie ein Kleid
von eines Wandrers Schultern glitt,
der zu mir herschritt durch die Zeit —
ward meine stille Ewigkeit.

Der Prophet

Geduldig habt der Zukunft ihr geharrt,
jetzt wird euch bang in meiner Gegenwart.
Wie Zeit kennt auch mein Auge kein Zurück:
Geschehen wird in seinem Sehn Geschick.
Ich reich' euch jede reifgeword'ne Frucht,
die lange noch am Aste hangen würde.
Von Zukunftsschultern nehm' ich schwere Bürde,
und schneller treibt in meinem Blick die Flucht
des Kommenden über die enge Hürde
von Furcht und Hoffnung jetzt herein.
Zeit wird in mir zu Zeit gegossen sein.
Was scheu noch zaudert an der Zukunft Rand,
mein Aug' umklammert es, bis es entstand,
und reift es unerbittlich bis zum Schluß,
hinaus, wo Bild um Bild vollenden muß. . .

Ein Mönch spricht zu Gott

Ich war erlöst. Jetzt hab' ich stark und leise
mich in den Einzelleib zurückgelebt.
In mich verwandelt sank ich aus dem Kreise,
der meine Mitte wie ein Land umschwebt.

Der Atem deines Geistes nährte mich,
dass ich den Lebensschlaf der Welt mitträumte;
doch dieses Schlafes Kraft vermehrte mich,
dass ich erwacht neue Gestalt durchschäumte.

Sieh! was ich jetzt bin, war ich nicht,
eh' du mich nahmst, dass ich in dir verglimme.
Einst war ich Mensch. Jetzt aber spricht
verirrte Ewigkeit aus meiner Stimme . . .

Der alte Mönch

Ich folgte der Frau Welt auf ihrem Pfad.
Im Frühduft schritt sie durch den blühenden Hain,
sang mir das Leben, dass es wie ein Lied klang,
und rief zum Tanz —

Ich holte sie nicht ein.
Schon stand sie auf den überreifen Feldern,
sang fernen Bergen zu, seltsam und ernst:
es kam wie grosser Glockenklang, wie Frieden
wie Arbeit, Kraft und feiernder Gedanke.
Und heisser naht' ich ihr, dem ihr Gesang
noch schöner dünkte, der sich wandelnde —

da wandte sie sich um, der Abend sank,
Herbstblätter fielen, und sie war nur Leid.

Der Ritter

Ich war in deinen engen Armen
selig, gefesselt und geliebt,
bis sich mein Rittertum in Traum verlor.
Nun reit' ich in den Tag aus deinem Tor —
wie jetzt die Weite mir den Herzschlag gibt!

Ein freier Herbststurm über allen Höhn
und über meinem Weg zerbrochene Äste.
Tief tost der Waldbach durch den Grund. Wie schön
liegt dort dein Schloss. Ich seh' dein Tuch noch wehn,
du siehst mein Fähnlein durch die Stämme gehn.
Vorüber ist der Sommer, sind die Feste.

Traumruf und Wipfelrauschen führen mich
versonnen fort aus deinem Liebesgarten,
des Leuchten jäh im Herbstgewölk erblich.
Mit ihrem Zaubergruss berühren mich
die Abenteuer, die mich fern erwarten.

König Kind,

ein Bruchstück

Im Lande rings war Krieg und Not.
Ein blutiger Königsnamen
stand auf roten Bannern, schwertflammenumloht.
Alle, die für ihn zu streiten kamen,
grüsste der Tod.

Und im Schloss, wo die Pferde der Boten hielten,
sahen Fenster hoch in den Hof hinein,
in deren weitem Innenschein
zwei kleine Händchen spielten.
Ab und zu bei der Hufe Geklopf
auf den glatten Torgangsteinen
erschien an den Fenstern ein Lockenkopf.
Dann neigte sich, was im Hofe stand,
die Männer sprangen vom Brunnenrand,
und es dankte eine Kinderhand
mit funkelnden Edelsteinen . . .

Inschriften

Für ein Tintenzeug

Ich halte umschlossen,
was in dir ruht:
alle Worte schlafen
in meiner Flut.
Die du findest, trinken
der andern Blut.

Für ein Bett

Ich bin das Boot, das durch verhangene Stille
zum neuen Strand euch sanft und zeitlos trägt.
Ich gleite ruderlos: Schlaf ist mein Segel.

Für meinen Bücherschrank

Vor dies hohe Fenster tritt,
leucht' hinaus zur Dämmerzeit:
und dein Lichtstrahl wandert mit
deinem Blicke wie ein Schritt
weit in Zeit und Ewigkeit.

Becherinschrift

Ich bin hartes Metall,
aber tot bin ich nicht,
ich schwinge im Schall,
ich funkle im Licht;

und wenn Wein mich füllt,
verwandl' ich mich ganz:
von Taukälte umhüllt
steh' ich in Perlen und Glanz.
Ich bin leicht und schwer.
Ich gebe dem Fliessenden Halt,
geb' ihm meine Gestalt.
Sage mir: ist dein Leben mehr? —

Für eine Lampe

Ich bin wie du. Mein Strahl durchbricht
das Dunkel rings, das mich umhegt.
Nur in die Tiefe fällt kein Licht,
die meine Flamme trägt.

Für eine Uhr

Stunden durchdring' ich nicht deine Einsamkeit.
Plötzlich hörst du mich eilen.
Wieder verhall' ich dir weit
hinter Bildern, die ruhen und weilen,
ich, die Zeit.

Brückeninschrift

Ich, Wandrer, bin dein Weg:
ein Übergang, kein Weilen —
Du eilst, um nicht zu sehn,
wie Flut und Zeit enteilen.

Leuchter-Inschrift

Ich trag' in dunklem Ringe nur die Kerze,
und erst die Kerze trägt das Licht —
wir sehnen uns, doch sind die Flamme nicht.
Du aber ringst empor aus dunklem Erze
zum weichen Wachs und wirst zuletzt das Licht.

Für ein klassisches Theater

Der Reigen unsrer Schritte ist alt.
Alt sind die Worte, die ihn begleiten.
Wir geben ihm die verjüngte Gestalt,
indem wir ihn verehrend schreiten.

Für eine Schaubühne

Die zu euch sprechen in dieser Halle,
durch den Mund der Masken,
Schatten und Geister —
Menschen sind alle,
aber einige Meister.

Fieber

Ich lag wohl eine Stunde reglos wach,
der Nacht zulauschend, die halb durchsichtig
über mir stand wie ein ganz stiller See.
Die flüssige Schwere ruhte so verteilt,
dass mir mein Lager langsam schwebend ward
inmitten des senkrechten Schattens Raum.

Mein Auge schloss sich, als der Schatten sank.
Doch hinter den geschlossenen Lidern stiegen
Gedanken auf wie Perlen Luft und trugen
mancherlei hoch, weit über mich hinauf.

Sie schwanden wohl; denn in die Dunkelheit,
die aus mir aufsah, kam das lautlose Fallen
vergessener Dinge. Dann erstarb auch dies.

Die flüssige Schwere lastete auf Traum.

Das Wort

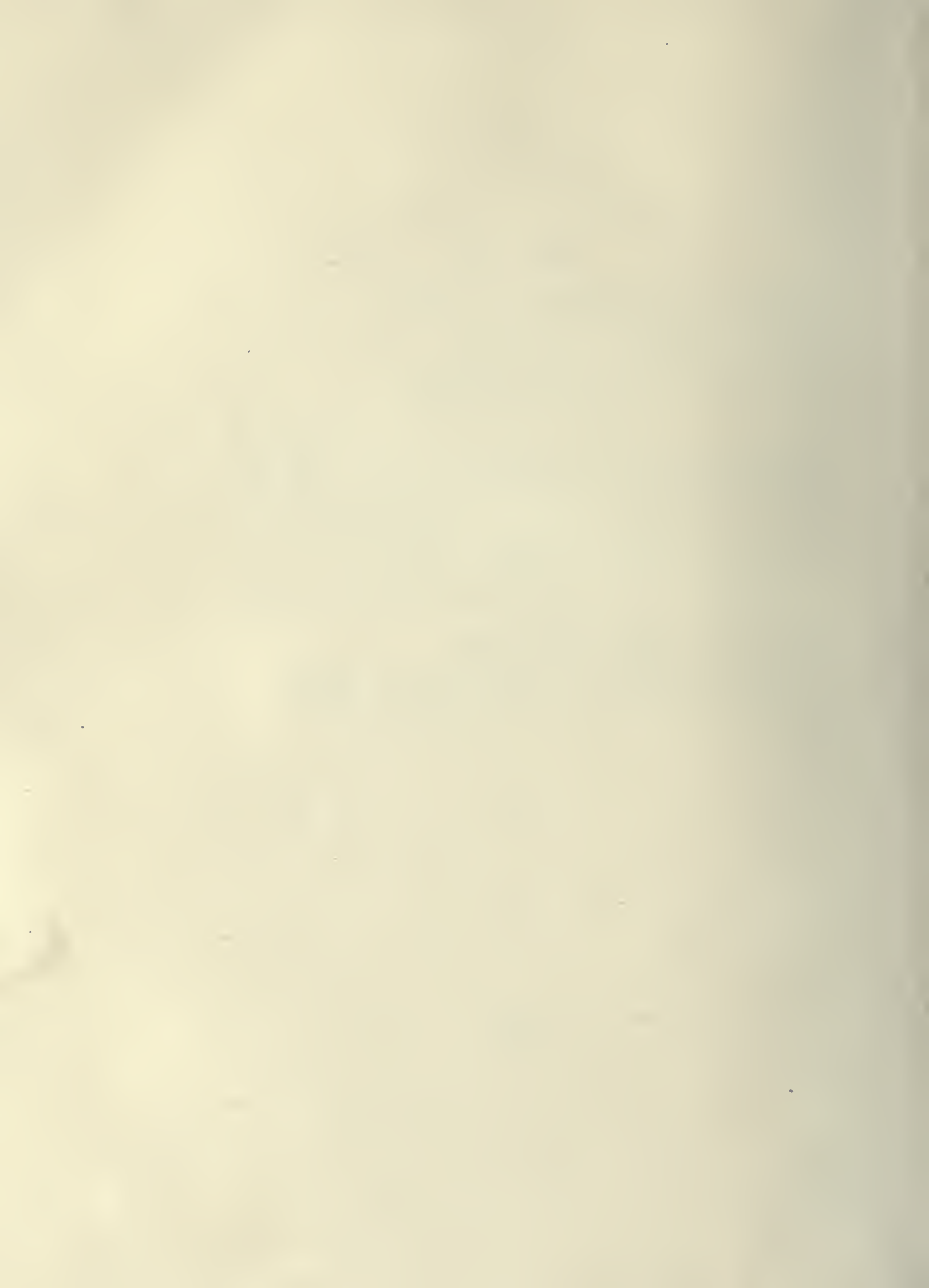
In jenem Jahr, als ich verzweifelte,
hört' ich einst Nachts ein schon verhalltes Wort,
als ob im Traum, der eben am Erwachen
erschüttert anschlug, eine ferne Stimme
mit sich gesprochen hätte — nicht mit mir:
„Beruhigt nicht Verzweiflung tief wie Schlaf?"

Das Bild

Ihr seht das Wandelbild, die Welt,
an eurem Auge vorüberziehn.
Ihr waret frühe schon davorgestellt,
als es noch wandellos euch schien.

Wandernd erwacht ihr. Da beginnt zu gleiten
der Boden, der euch reglos trug;
und unaufhaltsam wächst in euer Schreiten
des Bildes stiller Weiterzug.

So werdet ihr verwebt,
mit überwundenen Geschicken,
in den fliessenden Vorhang, der den Blicken
eurer Kinder und Enkel vorüberschwebt.



Inhaltsverzeichnis

II. Scenen

III. Königsmärchen

IV. De Profundis

V. Neue Gedichte

6-448 76

Von Wilhelm von Scholz erschienen im selben Verlage:

Frühlingsfahrt, Gedichte

Hohenklingen, eine Zeit in Bildern und Gestalten

Mein Fürst! ein Akt

Der Besiegte, Sagendrama

Der Gast, ein deutsches Schauspiel

Der Jude von Konstanz, Trauerspiel

Gedanken zum Drama, Aufsätze

---

in anderen Verlagen:

Meroë, Trauerspiel

Hebbel, („Dichtung" Bd. XXVIII)

Droste-Hülshoff („Dichtung" Bd. XI)

Kunst und Notwendigkeit, vier Thesen

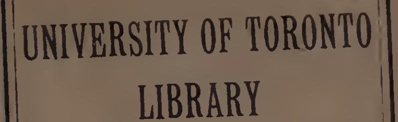
Deutsche Mystiker (in der „Kultur")

Der Bodensee, Wanderungen („Städte und Landschaften" Bd. III)

Gedruckt bei E. Haberland in Leipzig-R.







UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not remove the card from this Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston

106941 LG
S3688s

Author Scholz, Wilhelm von

Title Der Spiegel

DATE.	NAME OF BORROWER.

